

Mach dich papierfrei.
Mit PocketBook und der neuen taz.
pocketbook.de
*Angebot nur gültig unter pocketbook.de bis zum 21.10.2025 und solange der Vorrat reicht.

15%
auf alle Geräte*
Code: TAZ15PB

Besuche uns auf der Buchmesse: Halle 3.0 | Stand H109



Foto: Ethan Welty/
Cavan Images/laif

Neue Bücher von

Carolin Amlinger, Marko Dinić, Patricia Evangelista, Lukas Geck, Alexander Hagelüken, Bernhard Heckler, Oleksandr Irwanez, Maria Kanitz, Sarah Koldehoff, Paul Kingsnorth, Gamze Kubaşık, Nils Langhans, Alexander Leistner, Amat Levin, Konrad Paul Liessmann, Oliver Nachtwey, Thorsten Nagelschmidt, Maggie Nelson, Maja Nielsen, Manja Präkels, Anna Prizkau, Tina Pruschmann, Thomas Pynchon, Domenico Quirico, Judith Schalansky, Lina Schwenk, Semiya Şimşek, Irene Solà, Susanne Tägder, Barbara Thériault, Philip Waechter, Christine Werner, Callan Wink

**NEUE STADT,
NEUER JOB,
NEUE LIEBE.**

**ES LÄUFT BEI CHARLOTTE – NUR IN
DIE GANZ FALSCHER RICHTUNG.**



**CAROLINE WAHL
DIE ASSISTENTIN**

ROWOHLT

In dieser literataz

Woher kommt die Wut, und warum übt die Zerstörungslust der Rechtsextremen auf viele so eine Faszination aus? Das fragen sich die Soziolog:innen Carolin Amlinger und Oliver Nachtwey in ihrer Studie „Zerstörungslust. Elemente des demokratischen Faschismus“ und haben damit gleich einen neuen Begriff geprägt. Das Autor:innenquartett wiederum, das die politisch-gesellschaftliche Lage in Ostdeutschland analysiert, nennt das Vorgefundene, nicht minder kreativ, „Extremwetterlagen“. Mancherorts ist die Lage aber derart düster, dass nur noch harte Analysen und dunkler Humor helfen: Mit diesen Stilmitteln beschreibt die Journalistin Patricia Evangelista das von ihr aufgedeckte alltägliche Morden im Buchmessengastland Philippinen unter Präsident Duterte. Und der italienische Reporter Domenico Quirico lässt zwischen Reportagen aus Kriegsgebieten den Kalaschnikow-Erfinder munter von der AK-47 schwärmen, seinem ganzen Stolz. Welche Folgen es für die Überlebenden hat, wenn Mordtaten verharmlost und beschwiegen werden, schildern die Töchter von Opfern des NSU Gamze Kubaşık, Semiya Şimşek als bewegendes Jugendbuch.

Für die Trauer eine Sprache zu finden, das gestaltet sich als nicht ganz einfach. Nils Langhans macht sich trotzdem auf die Suche in seinem Debütroman „Irgendwo ist immer ein Meer“. In Callan Winks Abgesang auf den amerikanischen Selbstversorger-Traum übernehmen hingegen die Berge Montanas die Trauerarbeit. Doch genug der depressiven Stimmung: Dass die Trumps, Vances und Musks dieser Welt noch nicht gewonnen haben, zu dem Schluss kommt, wer den neuen Roman von Thomas Pynchon, „Schattennummer“, gelesen hat. Wobei sich das große Phantom der Literatur natürlich mitnichten mit einer Agenda erwischen lässt.

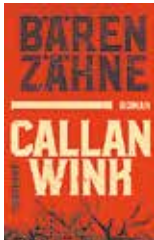
Ansonsten verläuft in dieser literataz so einiges nach Plan. Thorsten Nagelschmidt beugt sich in „Nur für Mitglieder“ der Diktatur der Fernbedienung. Die winterlichen Feiertage bringt er mit den „Sopranos“ auf Gran Canaria. In München träumt man derweil vom großen Coup: Bernhard Heckler entführt die Leserin auf die Wiesn, hinein ins Bierzelt. Im Osten der Republik wartet indes ein Mordfall darauf, gelöst zu werden. Susanne Tägder lässt in ihrem Kriminalroman das Nachwendedeutschland von 1992 wieder auferstehen. Und wer es lieber abstrakter mag: Mit Maggie Nelson und ihrem Schreiben zwischen Poesie und Wissenschaft beschäftigen wir uns genauso wie mit den Gräben zwischen E- und U-Literatur, die Romance-Romane wieder neu aufreißen.

Nina Apin, Julia Hubernagel

Impressum

Redaktion: Nina Apin, Julia Hubernagel
Fotoredaktion: Miriam Klingl
Layout: Regina Ewald
Anzeigen: Tina Neuenhofen und Maria Bernal
taz.die tageszeitung taz Verlags- und Vertriebs GmbH | Friedrichstraße 21 | 10969 Berlin
V.i.S.d.P.: Ulrike Winkelmann

Nicht wenige Wildwest-Klischees haben in den heutigen Reservaten Montanas ihren Ursprung
Foto: Tom Murphy/ DEEPOL/ plainpicture



Callan Wink: „Bärenzähne“. Aus dem Englischen von Hannes Meyer. Suhrkamp, Berlin 2025. 253 Seiten, 25 Euro



Aus dem richtigen Holz

Im Montana von Callan Wink ist das moderne Amerika ganz weit weg. Irgendwann sind es aber doch Banken statt Grizzlybären, die das Fürchten lehren

Von Yannic Walter

Eine Wildnis wie die Montanas kann man sich hierzulande eigentlich kaum vorstellen. Auf einer Fläche so groß wie Deutschland lebt zwischen Rockies und Prärie nur etwa eine Million Menschen – einsamer ist es nur in Alaska und im angrenzenden Wyoming und dort leben bekanntermaßen beinahe ausschließlich Bären.

Die Gebirgszüge, die den Bundesstaat im Südwesten durchziehen, tragen klangvolle Namen wie Crazy Mountains, Sweet Grass Hills oder Bear-tooth Range. Es ist eine Wildnis, in der man gut verschwinden kann, wenn man will, in der das Amerika der Gegenwart nie vollständig Fuß fassen konnte, so scheint es. Nicht wenige Wildwest-Klischees haben in den heutigen Reservaten Montanas ihren Ursprung und befeuern Sehnsüchte vom modernen Leben ermüdeter Großstädter nach Autonomie, Abenteuer und Rugged Individualism. Und auch Callan Wink erzählt in seinem neuen Roman „Bärenzähne“ eine Story, die zunächst so manche arkadische Trümerei zu bedienen weiß.

Die beiden ungleichen Brüder Thad und Hazen leben off the grid, abseits des zivilisatorischen Koordinatensystem, in einer windschiefen Holzhütte am nördlichen Ende des riesigen Yellowstone Nationalparks. Sie jagen Elche und Bären, gehen Fliegenfischen, Holzfällen und zetteln gelegentlich Schlägereien in örtlichen Dive-Bars an.

„Hast du schon mal drüber nachgedacht, dass die Welt untergehen könnte, während du hier draußen bist, und du kriegst überhaupt nichts davon mit?“, beschreibt Hazen diese Binnenexistenz, an der das wirkliche Amerika wie ein geteilter Fluss vorbeifließt. Doch mit dem Tod des überlebensgroßen Vaters findet das einfache Leben inmitten dieser Ansel-Adams-haften Idylle ein jähes Ende. Denn wie so üblich im „Land of the Free“ hinterlässt der Vater nicht nur eine emotionale Leere, sondern auch einen unüberschaubaren Schuldenstand, und schnell sind es Banken und Anwälte statt Grizzlybären, vor denen sich Hazen und Thad fürchten müssen. Um ihr Elternhaus nicht zu verlieren, sehen sich die Brüder gezwungen, im Nationalpark wildern zu gehen sowie Geweihe und Kultobjekte indigener Kulturen zu stehlen, die man teuer an Zugezogene verkaufen kann – wenn man sich nicht von Parkrangern erwischen lässt.

Wink erzählt die Geschichte wie einen modernen Western: Es gibt einen großen Heist, berittene Widersacher, die ein oder andere Damsel in Distress. Es gibt neureiche Fremde, die an Öltycoons erinnern, einen zwielichtigen Wilderer und schöne Beschreibungen der überwältigenden Landschaft. Es gibt keine Handys, weder Hillary, Kamala noch MAGA, keine Demokraten und Republikaner, keinen 6. Januar, 7. Oktober, wohl aber den 4. Juli gibt es – aber auch nur, um etwas aus Jux in die Luft zu jagen.

Pastoraler Eskapismus also? Nein, denn wie die Literatur von John Steinbeck oder Cormac McCarthy ist „Bärenzähne“ auch eine präzise Milieustudie und beschreibt das Schicksal der weißen Arbeiterklasse, die über den Rand der Gesellschaft ins Nichts gestürzt ist. Mit beinahe 90 Prozent weißer Bevölkerung ist kaum ein US-Bundesstaat ethnisch so homogen wie Montana. Das Ende der Montanaindustrie hat große Teile der ländlichen Bevölkerung in wirtschaftliche Schwierigkeiten gestürzt. Es sind die Menschen, die traditionell konservativ und meist gegen ihre eigenen wirtschaftlichen Interessen wählen, die für die politischen Eliten der Ost- und Westküste nach der Stimmabgabe unsichtbar werden und wie Thad nicht selten in die Opiatabhängigkeit getrieben werden.

Callan Winks Erzähltempo ist bisweilen rasant, manchmal scheint die Charakterzeichnung eher mit Thads schwerem Spalthammer als der feinen Klinge vorgenommen und manchmal fehlt den Antagonisten wie in einem Western von John Wayne nur noch der schwarze Hut zur korrekten moralischen Einordnung. Und obwohl kurz, hat die Geschichte doch Längen, ist trotz der knappen Sprache nicht immer ausreichend erzählökonomisch gestrafft und Wink rettet den Plot vielleicht das ein oder andere Mal zu oft mithilfe eines Deus Ex Machina (Grizzlies! Bisonschädel! Mütter!). Vielleicht hätte sich der Roman kondensiert in eine Short Story oder eben als längeres Erzählwerk weniger atemlos gelesen.

Denn auch das Ende wirkt ein wenig wegerzählt, als hätte sich der Autor vor einem zu drastischen Schluss geniert.

Eine gewisse Distanz zu den Protagonisten wird man nie richtig los und vielleicht hat das auch mit der Übersetzung des Texts zu tun. Thad und Hazen sprechen den selben Montana-Drawl wie Heath Ledger in „Brokeback Mountain“. Es ist Sprache, die von einer Wildnis geformt ist, die es hierzulande schlicht nicht gibt, die sich als atemlose Kürze und Hemdsärmeligkeit in die Sprache der Menschen einschreibt – die wie bei Thad und Hazen auch zur Sprachlosigkeit führen kann, denn die beiden kommunizieren oft mittels Gewalt. Erst später wird klar, dass Gewaltlinien auch die Biografien ihrer Eltern durchziehen, Traumata, die angedeutet werden, jedoch die Oberfläche der Geschichte nie recht durchstoßen.

„Bärenzähne“ ist auf eine Weise ein Abgesang auf eine Lebensweise, die zwar längst von ökonomischen Realitäten eingeholt wurde, jedoch immer noch über große Wirkmacht im politischen und kulturellen Diskurs der Vereinigten Staaten verfügt: der Glaube daran, dass man es auf eigene Faust schaffen kann – solange man aus dem richtigen Holz geschnitzt ist. „Don’t tread on me“ heißt das dann, oder „Sic semper tyrannis“.

Callan Winks Geschichte zeigt, dass die moderne Tyrannei auch den letzten Fleck der Erde noch heimsuchen kann und es vor den totalen Zwängen der Gegenwart kein Entkommen gibt.

WISSEN DISST MACHT

Journalismus, der es nicht allen recht macht und Stimmen, die man woanders nicht hört – immer aus Überzeugung und 100 % konzernfrei.

taz.de/wochentazlesen

10 x wochentaz für 10 €

taz lies selbst

Woher kommt die Wut?

Carolín Amlinger und Oliver Nachtwey versuchen den Triebstrukturen des „demokratischen Faschismus“ auf die Spur zu kommen – mit einem überraschenden Kronzeugen

Von **Stefan Reinecke**

Haben wir es bei Trump und Weidel mit etwas Neuem oder mit kostümierten Wiedergängern von Mussolini oder Franco zu tun? Diese Frage ist nicht nur von akademischem Interesse. Denn handelt es sich um eine Reinszenierung des Faschismus, dann ist Alarm geboten.

Nun springen die Unterschiede ins Auge. Es gibt keine Massen, die durch Berlin und Rom marschieren und martialischen Führern huldigen. Keine Lager, in denen die politische Opposition zu Tode geprügelt wird. Aber es existiert eine Verachtung der liberalen Demokratie und eine Faszination für autoritäre Politik, die an den klassischen Faschismus erinnert. Der italienische Historiker Enzo Traverso hat die Debatte so zusammengefasst: „Das Konzept des Faschismus scheint sowohl unangemessen als auch unverzichtbar zu sein, um diese neue Realität zu begreifen.“ Das ist scharfsinnig beobachtet.

Einer der produktivsten Beiträge zu dieser Frage ist die 2022 erschienene Studie „Gekränkte Freiheit. Aspekte des libertären Autoritarismus“ der Soziologen Carolín Amlinger und Oliver Nachtwey, die darin tiefenscharf die psychischen Affekte des Wutbürgerturns aus der Theorie des autoritären Charakters begreifen. Der buckelte nach oben und trat nach unten, war Konformist und, Theodor W. Adorno zufolge, ein Produkt der hierarchisch organisierten Fabrikgesellschaft. Der neue Rebellentyp ist eher ein Echo des Selbstverwirklichungskapi-

talismus, der antiautoritäre Ideale mit brennendem Hass auf alles verbindet, was seiner Freiheit im Wege steht. Ein Protest nicht im Namen von Volk und Vaterland, sondern von zornigen Ich-AGs.

„Gekränkte Freiheit“ ist der Kritischen Theorie verpflichtet, zeigt aber, dass der autoritäre Charakter, der auf Anordnungen wartet, in der Nachmoderne eher zu einer Randfigur geworden ist. Aber auch das von Traditionen und äußerem Zwang weitgehend befreite hedonistische Individuum ist anfällig für rechte Hassangebote, die libertäre Freiheit und, scheinbar paradox, eine autoritäre Regression versprechen.

„Zerstörungslust. Elemente des demokratischen Faschismus“ ist eine Fort- und auch eine Überschreibung dieser ersten Studie. Es weitet den Blick über die Szene der Querdenker hinaus und unternimmt den kühnen Versuch, ein umfassendes Bild der Antriebskräfte des aktuellen Rechtsextremismus zu zeichnen.

Der Faschismus, so die Ausgangsthese, wird nicht unbedingt „als politische Gewalt herrschaft wiederkehren“, aber er existiert bereits „als faschistische Fantasie in der Demokratie“. Die Wortschöpfung „Demokratischer Faschismus“ ist kreativ, bezeichnet aber keine gesellschaftliche Formation. Sie soll die „Verflechtung von faschistischen Neigungen und demokratischen Bekenntnissen“ spiegeln. Vor allem ist der Begriff ein rhetorischer Abstandhalter – zu jenen, die Trump und Weidel für bloße Rechtspopulisten halten, und zu jenen, die alles, was rechts ist, als faschistisch labeln.



Auch das befreite hedonistische Individuum ist anfällig für rechte Hassangebote
Foto: Kayla Bartkowski/Getty

von Trump in den USA und der AfD in Deutschland angeheizte Antiwokeness und das Gefühl der Bevormundung“, so Amlinger/Nachtwey, ist auch ein Aufbegehren der Unter- gegen die Dienstleistungsmittelklasse, die

Der rechte Aufschwung ist ein Produkt des Liberalismus

von der Kita über Ernährungstipps bis zum Genehmigungs-dickicht in Ämtern das Alltagsleben reguliert. Bildungsferne Schichten erleben die pädagogische Bürokratie als übergriffige Intervention von oben in ihren Alltag. Nur auf dieser Folie entfaltet die rechte Agitation gegen Gender und Co ihre Wucht.

Und nun? Das Dilemma bleibt. Die Linke hat lange ihren Frieden mit der verwalteten Welt und der Verrechtlichung

politischer Konflikte gemacht, auch weil Minderheitenschutz von Normen, Gesetzen, Vorschriften abgestützt wird. Deshalb zahlt die Revolte gegen die „Dienstleistungsmittelklassen, von denen sich die Arbeiterklasse drangsaliert fühlt“, bei den Rechten ein.

Die zentrale Frage lautet: Woher kommt die Wut, die die autoritäre Rechte antreibt? In Interviews mit AfD-Anhängern finden Amlinger und Nachtwey Straffantasien gegen Minderheiten, die mit eigenen Erfahrungen von Niederlagen und Lebenskrisen verbunden werden. Der rechte Anhang hat das Gefühl, „ausgenutzt und zum Außenseiter gemacht zu werden, obwohl man sich zu den Etablierten zählt“ und „nicht gesehen zu werden, obwohl man sich in der Mehrheit wähnt“.

Als Deutungsgerüst präsentieren die AutorInnen einen verblüffenden Kronzeugen, Erich Fromm, einen eher vergessenen Denker der Kriti-

schen Theorie. Der machte im ungelebten, blockierten Leben die Quelle eines Destruktionstrieb und nekrophiler Gewaltfantasien aus.

Destruktionstrieb mag ein brauchbares Konzept sein, um den faschistischen Todeskult zu verstehen. Doch als kulturkritische Großraumthese, die die Defekte des Kapitalismus vermisst, hat er etwas Angestaubtes. In „Gekränkte Freiheit“ gelang es dem Autorenduo, elegant Adornos 70 Jahre alte Erkenntnisse über den autoritären Charakter durch kritische Relektüre zu benutzen, umzuformen und im Jetzt anzudocken. Fromms Befund vom im Kapitalismus ungelebten Leben (immer und überall?), das faschistische Fantasien speist, wirkt in „Zerstörungslust“ seltsam kontextlos, wie ein Klassikerzitat.

Das Theoriegebäude in „Zerstörungslust“ erinnert somit in seinem zentralen Abschnitt an einen Rohbau, mit ein paar Wänden und halbem Dach. Amlinger und Nachtwey sollten an dieser Konstruktion auf jeden Fall weiterbauen. Noch dort, wo sie Sackgassen ausleuchten, sind sie kreativer als viele, die risikolos recht haben.



Carolín Amlinger, Oliver Nachtwey: „Zerstörungslust. Elemente des demokratischen Faschismus“, Suhrkamp, Berlin 2025, 453 Seiten, 30 Euro



«Gelebte Gesprächskultur»

Catrin Stövesand, Deutschlandfunk

«Die beiden hören einander zu, begründen, was sie sagen, schütteln auch mal den Kopf und streiten. Aber sie fallen sich nicht ins Wort. Denn im Kern wissen sie, dass es um unser aller Verständnis von Demokratie geht.»

Ralf Julke, Leipziger Zeitung



Ilko-Sascha Kowalczyk
Bodo Ramelow

DIE NEUE MAUER

Ein Gespräch über den Osten

C.H. Beck

Anzeige

C.H. BECK
WWW.CHBECK.DE

Der C.H. Beck Newsletter: Die Welt im Buch



chbeck.de/nlz

239 Seiten | Gebunden | € 24,- | ISBN 978-3-406-8831-6

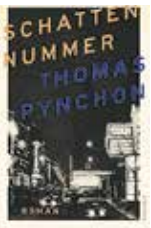
Wie das Heulen über den Himmel kam

Thomas Pynchon erzählt in seinem neuen Roman „Schattennummer“ auf seine Weise vom Aufstieg des Faschismus und der Verdunkelung der Welt vor dem Zweiten Weltkrieg. Ist das auch ein Kommentar zu den Entwicklungen der Gegenwart?

Von Dirk Knipphals



Lesen in den Wirren Mitteleuropas, wie Thomas Pynchon sie beschreibt. Budapest 1930
Foto: Gemini/ imago



Thomas Pynchon: „Schattennummer“. Aus dem Englischen von Nikolaus Stingl und Dirk van Gunsteren. Rowohlt, Hamburg 2025. 400 Seiten, 26 Euro

Die Literaturkritikerin Kathryn Schulz hat im *New Yorker* schon irgendwo recht. Tatsächlich würde man rund um Thomas Pynchons neuen Roman „Schattennummer“ irgendeine Form von Signal in Richtung von „Hab ich’s euch nicht gesagt?“ erwarten. Schließlich bemüht die US-amerikanische MAGA-Realität sich gerade sehr, noch die weirdesten Wendungen dieses Autors in die Realität zu übersetzen. Alternative Fakten, dunkle Machenschaften und Lügeereien, Verschwörungen, Menschen, die von der Straße weg verhaftet werden können, paranoide Regierungsorganisationen – wenn man sich die gegenwärtigen Entwicklungen in den USA ansieht, mag man inzwischen viele Aspekte seines Werks als prophetisch nehmen.

So ein Signal kommt in dem Roman aber nicht vor. Und selbstverständlich gibt das große Phantom der Weltliteratur auch immer noch keine Interviews und lässt sich auch

nicht für Porträts befragen. Oder kommt so ein Signal eben doch, nur auf seine, auf Pynchons Art?

Eine gute Maxime beim Pynchon-Lesen ist es, sich nicht festlegen zu lassen. Ist es Hochliteratur, ist es Pulp-Fiction? Gibt es einen Plan dahinter, gibt es keinen? Ein Pynchon-Roman schillert zwischen solchen Polen. Auch dieser Roman, der neunte des inzwischen 88-jährigen Autors, schillert so, auch wenn er, verglichen mit seinen großen Weltentwürfen in „Die Enden der Parabel“, „Gegen den Tag“ und „Mason & Dixon“ in „Schattennummer“ sogar zurückhaltend verfährt.

Sparen wir uns die obligatorischen Hinweise darauf, wie unmöglich die Handlung in allen Details nachzuerzählen ist. Im Kern ist „Schattennummer“, wie die beiden vorangegangenen Romane auch schon, eine Detektivgeschichte, die auf den Mustern einer Hardboiled-Ästhetik aufsitzt. Schnelle Dialoge, Knarren, mondäne Frauenfiguren, Verwicklungen, die, je tiefer der De-

tektiv in sie eindringt, immer unübersichtlicher werden – alles drin.

Angesiedelt ist die Handlung um 1930. In den USA herrscht gerade noch Prohibition, in Europa sind die Nazis auf dem Vormarsch. Der Privatdetektiv Hicks McTaggart (toller Pynchon-Namel) bekommt den Auftrag, Daphne Airmont zurückzubringen, die Erbin eines Käseimperiums (toller Pynchon-Kontext), die einerseits auf der Flucht vor ihrem Vater, dem „Al Capone des Käses“ (darauf kann wirklich nur Pynchon kommen), ist, andererseits ihrer großen Liebe hinterherschaut. In Milwaukee beginnt die Handlung, im zweiten Teil springt sie über nach Europa. Budapest, Fiume, diverse Hafenstädte, die Wälder Ungarns und Landschaften Kroatiens spielen eine Rolle.

Und wie immer bei Pynchon ist die Musik wichtig. In „Schattennummer“ Klezmer und Swing. Und so holpert, stürmt, schleudert, weht und tanzt eben auch die Handlung durch die „Wirren von Mitteleuropa“ und den „Ring von histori-

schem Schutt, der einmal zum Königreich Ungarn gehörte“.

Ein historischer Roman? Zum einen ja. Thomas Pynchon erzählt von der Vorgeschichte des Zweiten Weltkriegs. „Schattennummer“ ist somit eine Art Prequel zu seinem immer noch berühmtesten Roman „Enden der Parabel“, der mit dem Heulen deutscher V2-Raketen über dem Londoner Himmel einsetzt.

Zum anderen kann man aber auch kaum anders, als das Buch dann eben doch als Kommentar zur Gegenwart zu lesen. Denn so sehr das alles auch seinen eigenen Gesetzen folgt oder auch gar keinen Gesetzen (nicht umsonst gehört der Anarchismus zu den Themen, auf die Pynchon immer wieder zurückkommt), so deutlich schält sich ein Strang heraus, der sich um das Erstarken des Faschismus und schließlich auch um Antisemitismus dreht.

Schon in Milwaukee kommt die „Hitler-Bewegung“ als Bedrohung ins Bild. Milwaukee ist stark von deutschen Einwanderern geprägt, es gibt Auseinandersetzungen mit der italienischen Mafia und afro-amerikanischen Gruppen. In Europa ist das Erstarken des Faschismus endgültig Thema. „Früher oder

später wird es nirgends mehr sicher sein. Wir müssen woanders hinziehen, bevor man nur noch SA-Lieder und Dreiklänge hört“, stellt Daphne fest. – „Ihr Jungs kommt bei allem Jüdischen ganz schön in Rage, was?“, sagt eine andere Figur später. Und während die Welt ins Dunkle, Richtung Faschismus und Krieg driftet, beschreibt Pynchon die Reaktionen der Menschen darauf. Neben den Figuren, die bereits an Fluchtrouten für Juden denken, gibt es auch welche, die von der Jagd auf sie profitieren wollen (Heino Zäpfchen, „ein sehr gefragter Judenjäger“, noch so was typisch Pynchoneskes). Es gibt aber auch viele Figuren, die einfach nur weiter ihr Ding machen zu können glauben.

Eine Kernstelle ist folgender Dialog: „Ich bleibe nur so lange wie nötig, bis alles wieder normal ist.“ – „Ach, herrje, wissen Sie es wirklich noch nicht? Die Dinge werden nie wieder so sein, wie sie mal waren.“

Nichts wird je wieder normal! Es bleibt bei alledem aber eben auch beim Schillern. Man möchte, wenn man diesen Roman gelesen hat, nicht nur Verständnismöglichkeiten liefern, man möchte schlicht auch schwärmen. Schon der erste Satz: „Wenn Ärger in die Stadt kommt, nimmt er meist die North-Shore-Linie“ – klassisch! Wie genau er seine Dialoge realen Sprechweisen ablauscht! Wie lustig auch die Liedtexte sind, die er einstreut, etwa „Mach mal Pause von der Prohibition“, vorangetrieben von einem Schlagzeuger namens Pancho Caramba. (Das alles biegsam ins Deutsche übertragen von Nikolaus Stingl und Dirk van Gunsteren.)

Was Thomas Pynchon hier als Alterswerk vorlegt, ist auch ein Kaninchenbau: ein möglicher Eingang, von dem aus man sich in seinem Werk verlieren kann. Und das ist dann vielleicht der kunstreichste aller Kommentare: Schau her, MAGA, mich kriegt ihr nicht! Damit behauptet Thomas Pynchon auch das Eigenrecht seiner Literatur. Und man denkt: Solange Pynchon gelesen wird, haben die Trumps, Vances und Musks dieser Welt noch nicht gewonnen.

Anzeige

»Ach, wo laufen sie denn?
Ach, is' der Rasen schön grün!«

... jedem bekannt. Der Sketch wird 2026 ►100 Jahre alt. Von wem?
Und was haben der Einbecker Wilhelm Bendow und der Wiener Paul Morgan sonst noch gemacht?
Und »Bendows Bunte Bühne« am Kottbusser Tor mit Max Ehrlich? Und Marcellus Schiffers Kabarettrevuen?
Alles nachzulesen in:

»Herr Bendow wirkt
abendfüllend mit«

»Aus dem (Arbeits-)Leben des Einbecker Schauspielers und Komikers Wilhelm Bendow«, von Delia Ehrenheim-Schmidt, Mitzkat Verlag Holzminden, 250 S., 142 Abb.,
zu erhalten in jeder Buchhandlung

Doch Sprechen war unmöglich

Lina Schwenk erzählt in ihrem Debütroman feinfühlig von den Ängsten, die sich über drei Generationen in Frauenkörper einschreiben

Von Carola Ebeling



Lina Schwenk: „Blinde Geister“. C. H. Beck, München 2025. 191 Seiten, 24 Euro

Es ist ein schmales Buch, doch darin entfaltet sich ein ganzes Frauenleben. Wie Lina Schwenk dies in ihrem Debüt „Blinde Geister“ erzählerisch gelingt, ist beeindruckend. Die 1988 geborene Autorin gelangte damit auf die Longlist des Deutschen Buchpreises und ist für den Alfred-Döblin-Preis 2025 nominiert.

Schwenk widmet den Roman ihrer Mutter. Diese gehört jener Generation an, die nicht lange nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs geboren wurde. Die Spuren des Kriegs sind noch überall sicht- und spürbar. Die eigenen Eltern sind dabei, mittendrin gewesen. In Städten oder auf dem Land, an der Front.

Olivia heißt Schwenks Ich-Erzählerin, sie ist Jahrgang 1956. Es ist ihr Leben, das die Autorin hier verdichtet auf knapp 190 Seiten entblättert. Von den Prägungen durch die Eltern erzählt sie, vom Trauma des Vaters Karl und wie dieses Trauma schließlich weitergegeben wird an die Töchter, an die folgende Generation also, und wie es noch darüber hinaus wirkt.

Immer wieder gibt es diese „Tage, an denen sich die Stille ausbreitet, als schwiege das ganze Land. Als hielten die Menschen inne, angespannt, voller Angst. Dieses Warten auf etwas kann ich nicht ertragen, das konnte ich noch nie, früher schon nicht, wenn Karl bewegungslos im Wohnzimmer saß (...) regungslos vor dem Radio“, offenbart die Erzählerin mit Anfang zwanzig. Und die Leser*innen wissen bereits, dass „früher“, in der Kindheit, die Familie für einen Tag oder eine Woche in den Keller stieg. Ohne Tageslicht, Konservennahrung, dicht beieinander, die Mutter Rita liest den Töchtern Märchen vor, der Vater hängt am Radio. Ihn lässt die Angst nicht los. Die hat er mitgebracht vom Einsatz in Russland. Mehr erfährt man darüber nicht, denn mehr erfährt auch Olivia nicht. Ihre Fragen stoßen auf Schweigen. Seine Angst verinnerlicht sie.

Schwenk erzählt chronologisch, zugleich episodenhaft, denn sie überspringt zwischen den Kapiteln große Zeitspannen. Sie arbeitet mit einer Verdichtung, die nichts

Wesentliches weglässt, sondern genau darauf abzielt. In einzelnen, intensiven Szenen stecken die Details, welche die ganze Zerrissenheit des Kindes, der jungen Erwachsenen, der verliebten Frau, der Mutter einer Tochter, der Mittfünfzigerin, der Rentnerin entfalten. Diese nie aufzulösende Ambivalenz, in der sich Angst und Geborgenheit verbinden.

Die Autorin schreibt nicht als einzige über Traumata. Doch sie hat einen besonderen Zugang gefunden

Denn die Tage im Keller sind auch Momente der Zusammengehörigkeit. Eine Überwindung der grundlegenden Fremdheit, die Olivia schon früh seismografisch vom Vater übernommen hat; eine Aufhebung des Gefühls der Ausgeschlossenheit, das die Eltern als eine undurchdringliche Einheit den Töchtern gegenüber vermitteln.

Verknüpft mit ihrer Angst ist daher auch Olivias Ringen, Distanz und Nähe in ein lebbares Verhältnis zu bringen. „Im Bett berühren wir uns nicht“, heißt es während eines Konflikts mit ihrem Mann Paul, da ist sie Mitte fünfzig. „Dabei habe ich das mit ihm über die Jahre mühsam gelernt, das nicht zu starke Anmich-Drücken, das nicht zu starke Weghalten. Wir leben schon so lange in einer fast normalen Nähe zueinander.“

Die Körperlichkeit durchzieht den Text. In den Körper haben sich die Ängste eingeschrieben, wenn Olivia in Gegenwart der Mutter so starr wird, wie Paul bemerkt. Aber er spendet auch Trost, Beistand. Immer wieder berühren sich Hände. Immer wieder taucht das Bild zweier sich aneinander schmiegender Körper auf, Karl und Rita, Olivia und Paul.

Und in einem der intensivsten Kapitel des Buchs legt sich die über sechzigjährige Olivia, die Krankenschwester geworden ist, zu einem alten Patienten, der stirbt: „Und dann atme ich, so lange ich kann, die glei-

che letzte Luft wie er, meine Wange fest auf seiner Brust. Ich kann nicht anders, ich weiß, dass es falsch ist, aber für einen kurzen Moment schließe ich die Augen und stelle mir vor, es wäre Karl.“ Schwenk lässt in diesen wenigen Sätzen Olivias ganzen Schmerz aufscheinen. Der sich nicht auflösen kann, sich erneuert hat angesichts des Todes von Karl, der gemeinsam mit Rita gestorben ist.

Die Autorin schreibt nicht als einzige über das Thema transgenerationale Traumata. Doch hat sie einen so besonderen, klugen und feinfühligsten Zugang gefunden. Ein schöner erzählerischer Einfall ist es auch, in Prolog und Epilog der Sicht Karls und Ritas Raum zu geben. Schwenks Hauptaugenmerk liegt auf Olivia, doch gelingt es ihr, auf wenigen Seiten Eigenschaften der Eltern zu erhellen, die der Tochter verborgen bleiben mussten. Davon zu wissen, hätte vielleicht etwas Linderung verschafft, doch Sprechen war unmöglich. Auch von diesem Schweigen handelt Lina Schwenks wunderbares Debüt.



Wolkig mit
Aussicht auf
Gewalt: Das
gesellschaftli-
che Klima ist in
manchen
Gegenden zur
Bedrohung
geworden
Foto: Alexander
Wolf/imago

Nichts ist normal

Das Buch „Extremwetterlagen. Reportagen aus einem neuen Deutschland“ versammelt Texte, die im Vorfeld der Landtagswahlen im Osten 2024 entstanden sind. Sie lesen sich wie ein Aufschrei

Von Jens Uthoff

Seit wann wissen wir, dass Extremwetterereignisse häufiger werden, wenn wir den menschengemachten Klimawandel nicht stoppen? Und seit wann ahnen wir, dass wir nach irgendeiner der kommenden Landtagswahlen in Ostdeutschland nicht mehr sagen können: „Noch mal gut gegangen“? So unterschiedlich diese beiden Fragen thematisch auch sind, im Titel des Buchs „Extremwetterlagen“ (dreizeilig gesetzt „EXTREM WETTER LAGEN“) kommen sie zusammen: Nichts am gesellschaftlichen Klima in Deutschland und vor allem in den ostdeutschen Bundesländern ist „normal“, und nichts wird noch mal gut gegangen sein.

In dem nun erschienenen Band, der den Subtitel „Reportagen aus einem neuen Deutschland“ trägt, sind Texte versammelt, die für das Projekt „Überlandschreiberinnen“ entstanden sind. Als solche sind die Autorinnen Manja Präkels, Tina Pruschmann und Barbara Thériault im Sommer 2024 durch ostdeutsche Städte gefahren, um Stimmungen

und Haltungen dort einzufangen. Mit initiiert hat das Projekt der Soziologe Alexander Leistner von der Universität Leipzig; man müsse schauen, was auf den Straßen passiert sei, wolle man verstehen, wie „Stimmungen zu Strukturen gerinnen konnten, die sich manchmal beklemmend, zementiert und ausweglos anfühlen können. Die tief hineinragen in das Denken und die Wahrnehmung von Politik“, schreibt er. Die versammelten Texte waren vorher zum Teil in der taz, zum Teil in anderen Medien erschienen, einige waren bislang unveröffentlicht.

Sie lesen sich wie ein lauter Aufschrei, sind eine Zumutung in dem Sinne, dass aus ihnen eine fortgeschrittene Normalisierung des menschenfeindlichen und rechtsextremen Diskurses spricht. Lehrer:innen ducken sich bei rechtsextremen Worten und Taten weg; ein Bewohner einer erzgebirgischen Kleinstadt fürchtet sich, wenn er den „Hass in den Augen“ seiner Mitbürger:innen sieht; die hundert größten rechtsextremen Telegrammkanäle haben allein in Sachsen

Ein Mann fürchtet sich vor dem Hass in den Augen seiner Mitbürger:innen

mehrere Hunderttausend Mitglieder; bei der Abschlusskundgebung des BSW in Dresden wird ein sowjetisches Militärlied angespielt; Ressentiments werden gezielt getriggert, wo es nur geht: Willkommen in (Ost-)Deutschland 2024/25.

Die Trigger der Rechtsextremist:innen und -populist:innen werden jeweils der Lage angepasst – Geflüchtete, Corona, „Frieden“ mit Russland etc. —, sie warten nur auf Abnehmer:innen. „Eigentlich ist es immer dieselbe Unzufriedenheit“, erklärt der ehemalige Punkmusiker Bernd Stracke („L. Attentat“) von der Initiative „Augen Auf Zivilcourage zeigen“, den die Autorin Tina Pruschmann in Kittlitz besucht, ei-

ner kleinen Gemeinde in der Oberlausitz. Stracke beschreibt einen finsternen Normalzustand, in dem Verschwörungserzählungen und Demokratieverachtung auf fruchtbaren Boden fallen.

Das Schüren von Ressentiments folgt, daran erinnert Pruschmann, dem Playbook des neurechten Vordenkers Götz Kubitschek, der schon 2006 in dem Text „Provokation“ schrieb: „Unser Ziel ist nicht die Beteiligung am Diskurs, sondern sein Ende als Konsensform, nicht ein Mitreden, sondern eine andere Sprache, nicht der Stehplatz im Salon, sondern die Beendigung der Party.“

Die Alltagsszenen, Beobachtungen, Satzfetzen, die die drei Reporterrinnen notieren, sind oft stark, stehen für sich. Doch bietet der Band auch genug Erklärungsansätze dafür, wie die Neue Rechte so dominant werden konnte. Der Redner einer Bürgerinitiative für Toleranz und Demokratie, ebenfalls im Erzgebirge, sagt treffend: „Jahrzehntelang haben Ignoranz von oben und eben auch die jahrelange Gleichgültigkeit von unten uns dahin ge-

bracht, wo wir jetzt stehen. Deshalb sollten wir nicht mehr schweigen.“

Der Appell, die Zivilgesellschaft möge nicht mehr bloß dem Ende der Demokratie beiwohnen, sondern endlich aufwachen, lässt sich aus vielen der hier versammelten Texte herauslesen.

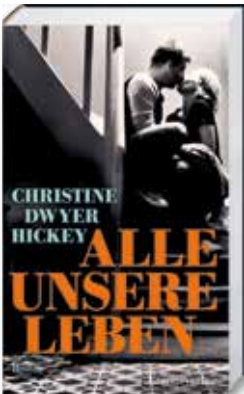
Stellvertretend für die merkwürdige Apathie im Land steht eine Szene, die Barbara Thériault in Thüringen kurz vor der Landtagswahl erlebt. Lokaljournalist:innen sitzen da träge zusammen, nichts kann die schwere Stimmung, die über dem Zusammensein liegt, aufhellen; auch nicht ein heruntergefallenes Glas, dessen Inhalt sich über einen der Anwesenden ergießt: „Zu gerne würde ich hier berichten, dass der Krach des zersplitternden Glases irgendwie alle wachgerüttelt und – wie ein Blitz – die Luft gereinigt hätte, um so endlich den Weg zum Spaß zu eröffnen. Aber nein. Das Einzige, was gereinigt wurde, war der Boden“, schreibt Thériault. Es wird so viel mehr kaputtgehen als bloß Glas, denkt man sich während der Lektüre dieses Bandes des Öfteren.



Alexander Leistner, Tina Pruschmann, Manja Präkels, Barbara Thériault: „Extremwetterlagen. Reportagen aus einem neuen Deutschland“. Verbrecher Verlag, Berlin 2025, 208 Seiten, 20 Euro

Anzeige

Unionsverlag



Christine Dwyer Hickey
»Wie Barbara Kingsolver vermag es Hickey, den Herzschlag eines Augenblicks zu erfassen.« Colum McCann



Mirinae Lee
»Ein vielschichtiger Roman, dessen Protagonistin ein gewieftes Spiel mit uns treibt.« Jury des Women's Prize for Fiction



Sylvain Prudhomme
»In poetischen Bildern erzählt Prudhomme die berührende Geschichte um ein Familiengeheimnis.« Deutschlandfunk Kultur



Allan N. Derain
»Der zauberhafteste Geisterroman des Jahres.« Emma



Denise Mina
»Mina hebt die Dächer von den Glasgower Häusern und lässt uns hineinspähnen.« Frankfurter Rundschau



Dacia Maraini
»Eine Autorin mit großem Feingefühl.« SWR



Rashid Khalidi
»Eine wichtige Erweiterung des deutschen Diskursraumes.« Deutschlandfunk

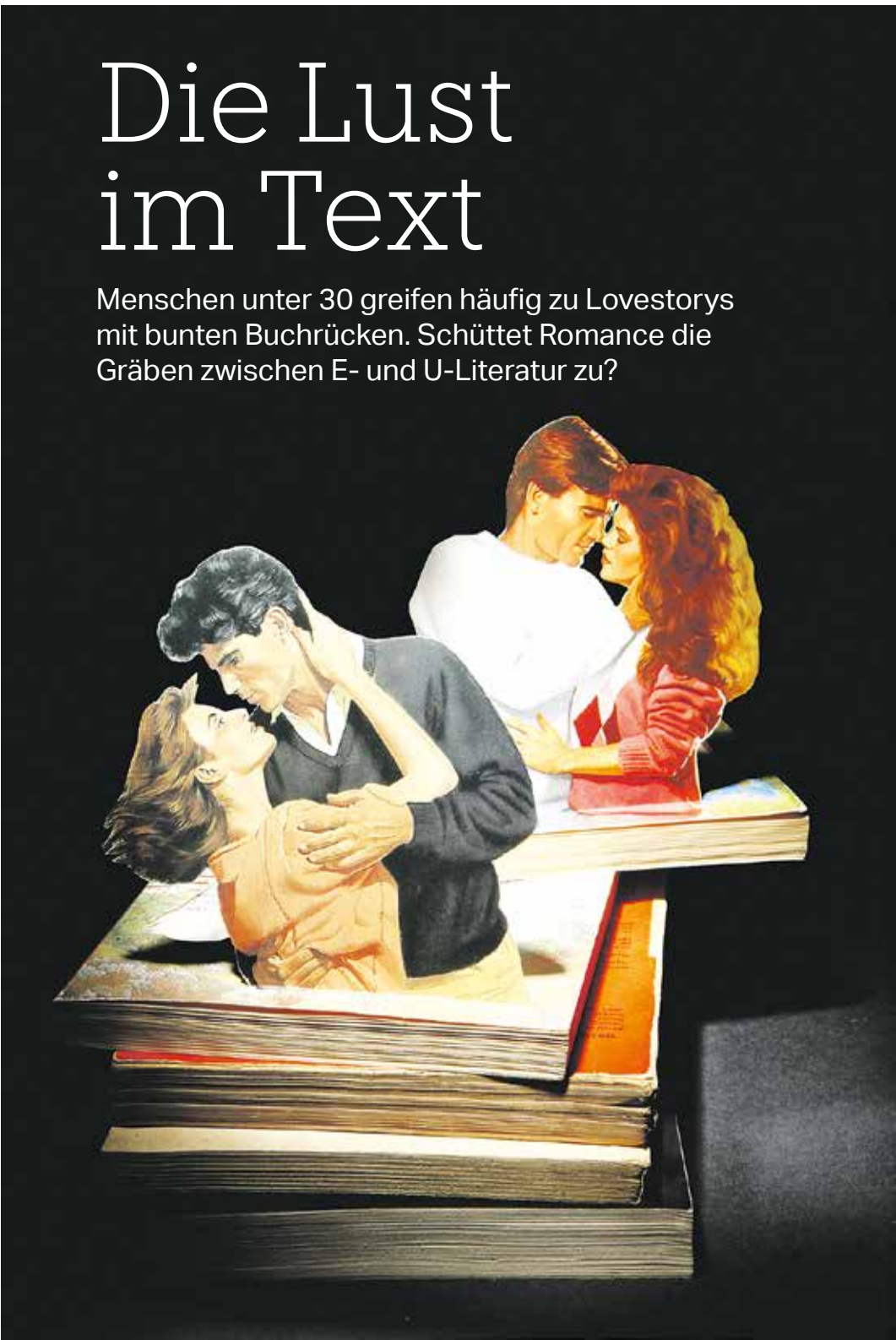
Von Julia Hubernagel

Gäbe es keine Buchmessen, womöglich wäre der etablierten Literaturkritik der Hype um Romance-Bücher noch gar nicht aufgefallen. Denn dass Verlage ihr anspruchsvolleres Programm mit Liebesromanen im Stile Cecilia Aherns oder Jojo Moyes gegenfinanzieren, ist an sich nicht neu. Doch als im letzten Jahr die Frankfurter Buchmesse eine ganze Halle dem Genre New Adult zuwies, in der sich dann junge Erwachsene in Schlangen einreihen, um ein Foto mit ihren dem Feuilleton gänzlich unbekannten Lieblingsautor:innen zu machen, da ist man doch neugierig geworden. Um nicht zu sagen: alarmiert.

Außerhalb der Messen ist das Interesse an Romance jedoch relativ schnell abgeflaut. Es scheint, man hat sich damit abgefunden, dass Dark Romance, Romantasy und New Adult eben jetzt die Schlachtrösser sind, die das Geld einbringen; die Lastentiere, die die alte Möhre Hochliteratur ziehen. Haftet dieser Perspektive erkennbar etwas Elitäres an, lassen viele der Romance-Szenarios ebenfalls wenig Klassenbewusstsein erkennen. Einige Autor:innen verpassen ihren Love Interests einen aristokratischen Hintergrund, auch Millionärsöhne gibt es. So etwa in J. S. Wondas „Hunting Angel“-Serie, deren dritter Band mit einer Rückschau beginnt: Zurück zu jenem Tag, als ein reicher Teenager ein Mädchen auf seiner Hausparty vergewaltigt. Er sei „ein ziemlicher Arsch“ damals gewesen, bekennt er.

J. S. Wonda ist eine der bekanntesten deutschen Autor:innen des Genres und „Hunting Angel“ typische Dark Romance: Missbrauch, Verbrechen, Menschenhandel sind die Zutaten, die bei einer heißen Liebesgeschichte nicht fehlen dürfen. Die dunkelste Ecke der Romance-Sparte beschäftigt die bürgerliche Kritik dabei am meisten: Mit Sorgen ums Kindeswohl ist man schnell bei der Hand. Minderjährige vor dem schützen zu wollen, was zwischen zwei Buchdeckel passt, wirkt angesichts all der nur einen Klick entfernten Grausamkeiten allerdings geradezu aberwitzig.

Gehen wir davon aus, dass die Altersvorgaben bei Dark Romance konsequent eingehalten werden (wie bei Pornovideos). Dass niemand eine schlechte Feministin ist, der Fantasien von gewaltsamem Sex hat, ist klar. Ob das Lesen von Spice und Smut wirklich zu einem lustvolleren Leben führt oder nicht



Weisen Groschenromane den Weg zu einem lustvolleren Leben? Foto: Thordis Rüggeberg/plainpicture

eher Ersatzbefriedigung bleibt, hingegen weniger.

Dabei ist der therapeutische Effekt von Romance-Literatur nicht von der Hand zu weisen. Repräsentation ist wichtig und das Genre durchaus ziemlich queer. Vermischt wird mitunter Lovestory mit Pädagogik und Empowerment. In Sophie Bichons „Und wir tanzen über den Flüssen“ etwa verlieben sich drei Menschen ineinander und entscheiden, auch zu dritt zusammenzubleiben. Im Jargon nennt man diese Konstellation Reverse Harem. Der Frau und den beiden Männern wird mit Unverständnis begegnet, doch sie klären ihr Umfeld geduldig

über Polyamorie auf, Gespräche über Labels, die man verwenden oder nicht verwenden will, finden so statt, dass jede:r Lesende:r sie versteht.

Auch bei Fanfiction, also von Fans geschriebenen Fortsetzungen oder Abwandlungen von Romanen und Serien, spielt Queerness eine Rolle. Die Welt von Harry Potter etwa, eigentlich eine recht heterosexuelle Angelegenheit, wird von Fansseite gewissermaßen gequeert, indem sich etwa Gryffindor-Helden mit bösen Slytherin-Boys vereinigen. Die Tatsache, dass sich auf Fanfiction-Portalen explizit nach bestimmten Kategorien („tropes“) wie eben Re-

verse Harem, Enemies to Lovers oder Fake Dating suchen lässt, die auch im Romance-Bereich zum Einsatz kommen, zeigt: Hier geht es um Erwartbarkeit, um Bedürfnisbefriedigung. Romance *scratches* einen *itch*. Literatur wiederum: ist der *itch*.

Wenn Roland Barthes von der durchs Lesen ausgelösten Selbstauflösung angesichts neuer Sinnzusammenhänge schreibt, der Lust am Text, ist bei Romance die Lust ausschließlich *im* Text zu Hause. Die Bücher sind klassische Page-Turner: Denkpausen einzulegen ist nicht nötig, eher hinderlich, denn Befriedigung stellt sich höchstens ein, wenn der Text die

Lesende flutwellenartig überspült. Zumindest, wenn man sich in der Lage dazu sieht, den Figuren Sätze wie „Ich bin inzwischen 23 Jahre alt und stehe auf eigenen Beinen“ zu verzeihen und großzügig über obsessives Tanzen im Regen hinwegsieht. Was nicht vielen diesseits der Gräben zwischen E- und U-Literatur gelingen dürfte. Jedenfalls noch nicht.

Denn wenn der Spätkapitalismus uns eins gelehrt hat, dann das: Wer nicht wachsen will, geht unter. Und das Wachstum im Romance-Bereich war in den letzten Jahren enorm. Bei Penguin Random House, der größten Publikumsverlagsgruppe im deutschsprachigen Raum, habe sich der Umsatz durch New-Adult-Titel von 2023 auf 2024 nahezu verdoppelt, sagte eine Sprecherin gegenüber der taz. Bei Bastei Lübbe, dem zweitgrößten Verlag, machten die „Community-getriebenen Modelle“, worunter auch die Romance-Imprints fallen, mittlerweile 39 Prozent des Umsatzes aus. Romance ist dabei ein weltweiter Trend. Insbesondere auf den Philippinen, dem Gastland der diesjährigen Buchmesse, wo viel im Literaturbetrieb über Selbstorganisation läuft, hat das Genre Unmengen an Fans.

Nun ist ein „New Adult“, wer zwischen 18 und 30 Jahre alt ist. Wenn diese kleine Gruppe für derart viel Umsatz in der sonst eher krisengeplagten Buchwelt verantwortlich ist, könnte man es den Verlagen verübeln, gäben sie der Versuchung nach und nähmen immer mehr nährstoffarme Literatur in ihre Programme auf, in der Hoffnung weitere Leser:innen auch jenseits der 30 zu gewinnen?

Es ist nett in der Romance- und BookTok-Welt. Die Fanfiction trägt es bereits im Namen, kritische Distanz zum Gegenstand kennt man hier nicht, mitunter weist die Netiquette einen sogar darauf hin, Kritik nur auf Wunsch der:des Autor:in zu äußern. Was der Literaturwissenschaftler Moritz Baßler in Bezug auf Fantasy feststellt, gilt für Romance-Communitys ebenso: „Gutfinden ist in der Attraktionskultur das A und O, so wie die Kaufentscheidung in der marktförmigen Populärkultur.“ Fragen der Ästhetik, des Handwerks, des Sinns und der Aussage rückten in den Hintergrund.

Fürs Geschäft sind Buchblogger auf Social Media mittlerweile wohl mindestens genauso wichtig wie die Literaturkritik. Formal unabhängig muss, man erstere in einem Umfeld ohne Daumen-runter-Button wohl trotzdem dem verlagsseitigen PR-Apparat zurechnen: Auf dem hübsch arrangierten

Büchertisch, zwischen Duftkerze und Farbschnitt, ist zu meist schlicht kein Platz für Kritik. Farbschnitte sind übrigens tatsächlich ein Kaufargument: Es scheint so einige Menschen zu geben, die kaufen Bücher eher, wenn die Schnittkanten bunt leuchten. Was häufig bei Romance-Büchern der Fall ist.

Jene Bücher sind schnell geschrieben, schnell gelesen. Die deutsche Bestseller-Autorin D. C. Odesza etwa hat trotz ihres recht jungen Alters bereits über 50 Dark-Romance-Romane geschrieben. Die Werbung übernimmt das Spektakel selbst, indem es sich immer wieder reproduzierende Zustimmungss-

Ist Konsumierbarkeit das einzige Kriterium, so dehnt sich der Markt bis ins Unendliche

schleifen auf Social Media erschafft. Ist Konsumierbarkeit das einzige Kriterium, so dehnt sich der Markt bis ins Unendliche: Den Süchtigen verlangt es nach dem immer gleichen Stoff. Es ist womöglich kein Zufall, dass die New-Adult-Leser:innen jener Generation angehören, die Tiktok verfallen ist.

Es ist so eine Sache mit dem Mainstream: Massenmenschen produziert man dadurch, dass man sie Massenware konsumieren lässt, hielt der Philosoph Günther Anders 1956 in „Die Antiquiertheit des Menschen“ fest. Konsum und Produktion fallen so zusammen: Durch den Konsum der Massenware macht sich der Konsument zum Mitarbeiter bei der Produktion des Massenmenschen. Dieser Massenmensch ist im höchsten Maße berechenbar. Der Markt hat leichtes Spiel.

Ein Teufelskreis, in dem mittlerweile übrigens auch die Maschinen mitmischen. Fragt man eine generative Text-KI etwa, wie sie eine Liebesgeschichte schreiben würde, fallen häufig Formulierungen, die bereits in Romance-Büchern unangenehm auffallen: Wir waren nicht „perfekt“, dafür aber „echt“, urteilen Liebespaare regelmäßig über sich. Diese Häufung mag Zufall sein, immerhin wurde die KI mit echten Texten trainiert. Die Maschine greift also auch auf das Werk menschlicher Romance-Autor:innen zu. Dass diese Beziehung wechselseitig ist, das würden hingegen nur böse Zungen behaupten.



KLAUS E. H. ZAPF
Alles was Dir gehört, dem gehört Du auch!

zapf  umzüge

„Umziehen ist das Allerletzte.“

Der Umzugs-Pionier, der Deutschland bewegte.

Erleben Sie die faszinierende Lebensgeschichte von Klaus Zapf – jetzt direkt im zapf-Shop bestellen.





Feiern Sie besondere Anlässe mit uns!

Wünschen Sie sich Spenden an die taz Panter Stiftung als Geschenk.

Bitten Sie, die Spende unter dem Betreff: **Anlass + Nachname** an uns zu überweisen.

GLS-Bank Bochum
IBAN DE97 4306 0967 1103 7159 00



taz  panterstiftung

Ihre Spende unterstützt unsere Projekte: taz.de/spenden

Von Ulrich Gutmair

Some People Need Killing“ erzählt „eine Geschichte der Morde in meinem Land“, wie der Untertitel allzu bescheiden ankündigt. Denn es ist nicht nur „a memoir“, wie es im Original heißt, sondern die Geschichte der „außergerichtlichen Tötungen“ unter der Herrschaft von Präsident Rodrigo Duterte in den Philippinen. Zukünftige Historiker werden sich auf dieses Werk berufen.

Patricia Evangelista, die Autorin des 2023 erschienenen Buchs, bezeichnet sich selbst als Traumareporterin. Sie hat etwa über die Folgen des Taifuns „Hayan“ berichtet. Vor allem aber steht ihr Name für Artikel und Reportagen, die sie für das philippinische Onlinemedium „Rappler“ geschrieben hat über die Morde an Drogendealern und ihren Kund*innen, denen Präsident Duterte den Krieg erklärt hatte, aber auch an Menschen, die sich zufällig am falschen Ort befunden haben. Offiziell starben fast 8.000 Menschen in diesem „Krieg“ gegen die eigene Bevölkerung. Schätzungen von Menschenrechtsorganisationen gehen jedoch von um die 30.000 Toten aus.

Sie fielen gezielten Exekutionen durch Polizisten oder von der Polizei befehligten „Bürgerwehren“ zum Opfer. Duterte hatte dies zu seinem zentralen Wahlkampfthema gemacht und zuvor als langjähriger Bürgermeister von Davao deutlich gemacht, dass er nicht in Metaphern sprach, wenn er ankündigte, Krieg gegen Leute zu führen, „die mein Land zu zerstören drohen“. Unter seiner Ägide operierten in Davao Todesschwadronen, die ihre Befehle direkt vom Bürgermeister erhielten.

Als Präsident dehnte Duterte die Gewalt über das gesamte Archipel aus. Er trat sein Amt am 1. Juli 2016 an, und an diesem Tag begannen die Tötungen. Jimmy Reformatado, ein gesuchter Drogenhändler in der Stadt Tiaong, wurde von „unbekannten Auftragsmördern“ erschossen, wie es offiziell hieß. Tags darauf traf es Victorio Abutal, einen Dealer in Lucban, der „von Auftragsmördern vor den Augen seiner Frau“ getötet wurde.

Diese Formulierung wird sich noch oft wiederholen, es häufen sich aber auch die Fälle, in denen Menschen von der Polizei erschossen wurden, weil sie „deren Anwesenheit bemerkten und zur Waffe griffen“. Zeugen berichten, dass die Polizisten bei solchen geplanten Tötungen Waffen mitbrachten, die sie nach erledigter Arbeit zu den Opfern legten. Zu Beginn von Dutertes Amtszeit war die Zahl der Getöteten an manchen Tagen zweistellig.

Evangelistas Job bei Rappler war seit dem Beginn von Dutertes Präsidentschaft, über diese Tode zu be-



Manila, November 2017: Demonstrant*innen fordern ein Ende der Morde
Foto: Jes Aznar/Getty

Manche Leute brauchen den Tod

Patricia Evangelistas Memoir „Some People Need Killing“ zeichnet die exzessive Gewalt des philippinischen Präsidenten Rodrigo Duterte nach. Ihr Buch ist auch eine kleine Geschichte des Landes

richten. Doch eines Tages wurde es auch für sie gefährlich. Sie arbeitete damals an einer Geschichte über eine Serie von Tötungen in der Hauptstadt Manila. Die Reporterin suchte nach Zeugen, studierte Polizeiberichte und traf Männer, die detailliert beschrieben, wie sie ihre eigenen Nachbarn auf Befehl von oben getötet hatten. Evangelista fragte bei Polizisten Interviews an, die von den Tätern beschuldigt wurden, die Exekutionsaufträge erteilt zu haben. Rappler entschied, dass es in Manila zu gefährlich geworden sei für die Journalistin. Ihre Geschichte erschien erst, als ihr Flugzeug im Oktober 2018 von der Startbahn Richtung USA abgehoben war.

Der Stress, dem die Reporterin durch ihre Arbeit ausgesetzt war, zeigte sich bei ihrer Ankunft am Flughafen JFK in New York, erinnert sich Evangelista: Beim Ausfüllen der Einreiseformulare checkt sie in ihrem Pass, ob sie ihren eigenen Namen richtig geschrieben hat. Zuvor hatte sie nächtelang wach gelegen, aus Angst, ein falsch gesetztes Komma könne eine Verleumdungsklage nach sich ziehen: „Die praktische Vorsicht, die eine Reporterin

im Drogenkrieg an den Tag legen muss, hatte sich in eine beinahe lähmende Paranoia verwandelt“, die sich allerdings auch oft als berechtigt erwiesen hatte.

In ihrem Buch beschreibt Evangelista präzise, was sie gesehen, gehört und herausgefunden hat. Ihr

In sechs Monaten benutzte Duterte 1.254-mal das Wort „töten“

Buch ist aber auch die Geschichte ihrer Familie: Schon ihr Großvater war ein bekannter Journalist, er schrieb ein Buch über die Ankunft des Spaniers Magellan, der von Giftpfeilen niedergestreckt wurde, als er die Inseln der spanischen Krone einverleiben wollte.

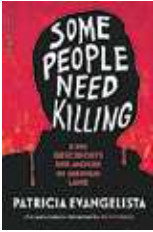
Evangelista erzählt so auch die Geschichte der Menschen, die wir heute als Filipinos kennen und die sich stets gegen die Kolonialmächte

wehrten, von denen sie immer wieder betrogen wurden – zuletzt von den Amerikanern, die sich den Widerstand der einheimischen Bevölkerung im Kampf gegen die Japaner zunutze machten, dann aber für weitere 48 Jahre dominierten. Evangelista erinnert an die Diktatur des Ehepaars Marcos und an die nachfolgende Herrschaft Corazon Aquinos.

Dutertes Krieg gegen die Drogen brachte auch eine eigene Sprache hervor, was Evangelista zu sprachphilosophischen Überlegungen animiert. Sie zählt mit: In den ersten sechs Monaten seiner Präsidentschaft benutzte Duterte 1.254-mal das Wort „töten“, in einer Reihe von Zusammenhängen und gegen verschiedene Widersacher gerichtet: „Präsident Duterte sagte, tötet die Abhängigen, und die Abhängigen starben. Er sagte, tötet die Bürgermeister, und die Bürgermeister starben. Er sagte, tötet die Anwälte, und die Anwälte starben. Manchmal waren die Toten keine Drogendealer, korrupte Bürgermeister oder Menschenrechtsanwälte. Manchmal waren sie Kinder, aber sie wurden trotzdem getötet, und der Präsident nannte sie Kollateralschäden.“

„Some People Need Killing“, manche Leute brauchen den Tod, ist das Zitat eines Mannes, der für den Präsidenten getötet hat und sich für rechtschaffen hält, wie er Evangelista erklärt. Man kann vermuten, dass er seinem Präsidenten Glauben schenkte, der oft vom Töten, nie von Mord sprach. Die hohe Zustimmung für Duterte erklärt Evangelista unter anderem damit, dass er stets behauptete, er setze sich für die Armen ein. Um ihn wählen zu können, meint sie, musste man glauben, dass Duterte ein guter Mann sei, man musste an das Schicksal und an Gott glauben und schließlich daran, dass Gott eine Vorliebe für todbringende Autokraten habe.

An Stellen wie diesen kann man erkennen, dass Evangelista, die ihre Arbeit sehr ernst nimmt, vielen von Dutertes Opfern einen Namen gibt und ihre Familien zu Wort kommen lässt, manchmal nicht anders kann, als sich von der Alltäglichkeit des Tötens durch schwarzen Humor zu distanzieren. Sie hat ein beeindruckendes Buch geschrieben.



Patricia Evangelista: „Some People Need Killing: Eine Geschichte der Morde in meinem Land“. Aus dem Englischen von Zoë Beck. CulturBooks, Hamburg 2025, 368 Seiten, 28 Euro

Unser Kurs bleibt unabhängig.
mare wird zur Genossenschaft.

Alle Infos unter www.mare.de/genossenschaft

Archie Russell Hochschild

GERAUBTER STOLZ

Verlust, Scham und der Aufstieg der Rechten

Hamburger Edition

»[Hochschild] begibt sich sprichwörtlich in das Herz der Trump-Anhängerschaft und versucht herauszufinden, was die Rechte für viele Menschen in den Vereinigten Staaten so attraktiv macht.«

Deutschlandfunk Andruck

Hamburger Edition

Wrestling im Bierzelt

Irrsinn auf der Wiesen im neuen Roman von Bernhard Heckler

Von Andreas Rüttenauer

Aufs Oktoberfest, ja, da müsste man hin. Nein, nicht zum Saufen, zum Geldverdienen. Da ist was zu holen. Man muss ja nicht gleich dazugehören zum Bierpatriarchat, keine Villa im Landhausstil mit Panoramafenster zum Tegernsee sein Eigen nennen. Ein bisschen was abgreifen, das wär's. Bloß was? Eine Wrestlingshow im Bierzelt. Logisch. Da geht was. Bloß wie? Man braucht die Erlaubnis des Wiesenchefs. Ja, den gibt es wirklich in der Stadtregierung Münchens. Bestechung scheidet aus. Da müsste man ja schon Geld haben. Erpressung also.

Die armen Münchner Schlucker, die sich zusammentun in Bernhard Hecklers Roman „Die beste Idee der Welt“, um endlich mal mehr als ein paar Hunderter auf einmal zu verdienen, fangen an zu trainieren. Einen Wiesnwirt haben sie schon, der sie auftreten lassen würde. Einen, der die fürs Wrestling nötige Story schreibt, auch. Der hat mal für eine Wochenzeitung geschrieben. Der muss das doch können. Und er schreibt nicht nur das Skript für die Show, er ist auch der Ich-Erzähler dieses Schelmenstücks. Einer, der seine Rolle immer wieder infrage stellt. Bisweilen spricht er die Lesenden direkt an. Oder ist er gar nicht der Erzähler? Auch das wird angedeutet. Ein schönes Spiel mit der Erzählerrolle.

Und der Autor dieses Irrsinns um Bier, Geld, Macht, Liebe und Krebsod, welche Rolle spielt er? Bernhard Heckler ist jedenfalls kein armer Schlucker. Als Feuilletonist der Süddeutschen Zeitung sollte es ihm doch recht gut gehen. Aber welche Wette mag es gewesen sein, die ihn dazu bewogen hat, das Giesinger Bier auf das Oktoberfest zu schreiben. Neben den fünf Münchner Stammbrauerereien hätte das junge Giesinger nur allzu gerne einen Platz auf dem Oktoberfest. Heckler macht's möglich. Bestechung? Erpressung? Oder schmeckt es ihm einfach? So wie dem Rezensenten dieser Roman geschmeckt hat.



Thorsten Nagelschmidt: „Nur für Mitglieder“. März Verlag, Berlin 2025. 236 Seiten, 24 Euro



Bernhard Heckler: „Die beste Idee der Welt“. Verlag Antje Kunstmann, München 2025, 240 Seiten, 25 Euro

Als die Literatur das Fernsehen nicht mehr fürchtete

Der Musiker und Romancier Thomas Nagelschmidt im Selbstversuch: Elf Tage „The Sopranos“ auf Gran Canaria

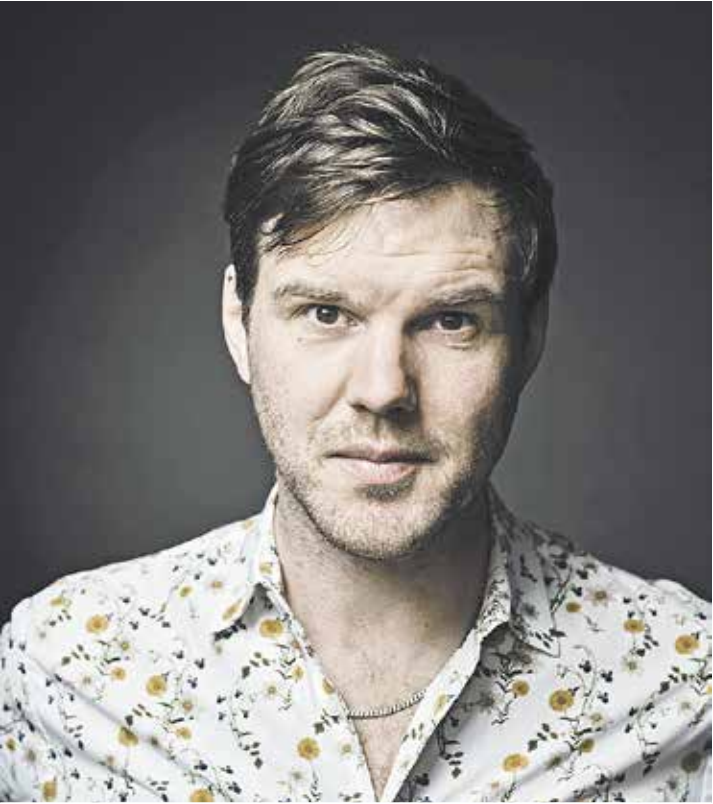
Von Matthias Kalle

Während Tony Soprano in der Praxis von Dr. Melfi sitzt und über seine Panikattacken spricht, über Enten, die davonfliegen und über Depressionen, die nicht zu seinem Job als Mafiaboss passen, sitzt Thorsten Nagelschmidt in einem All-inclusive-Hotel auf Gran Canaria, hat einen DVD-Player auf sein Zimmer geschleppt und schaut zu, wie Tony Soprano in der Praxis von Dr. Melfi sitzt und über seine Panikattacken spricht. Das ist im Grunde genommen das, was in dem Buch „Nur für Mitglieder“ von Thorsten Nagelschmidt passiert.

Der Ich-Erzähler des Romans will raus. Raus aus Berlin, raus aus dem Winter, raus aus dem Stimmungstief, das ihn seit Jahren pünktlich zu Weihnachten überfällt. Seit zwei Jahrzehnten meidet Nagelschmidt die Feiertage mit der Familie, ersetzte Kerzenschein durch Clubs, Alkohol und Ablenkung – allerdings ohne nennenswerten Erfolg. Also beschließt er, sich selbst zu überraschen: kein Exzess, sondern ein Experiment. Elf Tage auf Gran Canaria, in einem Hotel, das er nie verlässt. Und während draußen Pauschal-touristen am Pool dösen, absolviert er drinnen seinen Serienmarathon: alle sieben Staffeln der Sopranos, acht Stunden täglich, 86 Stunden insgesamt. Das Buch ist das Protokoll dieser Unternehmung – Reportage, Selbstversuch und Essay zugleich. Es folgt der Chronologie dieser elf Tage, beobachtet sich selbst beim Beobachten – ein Serien-Tagebuch über das eigene Leben.

Man kann dieses Projekt für eine Schnapsidee halten. Aber „Nur für Mitglieder“ ist, zumindest für den deutschen Literaturbetrieb, eine kleine Sensation. Denn Nagelschmidt nimmt das Fernsehen nicht als Ornament, nicht als ironische Pop-Anspielung, sondern als Substanz. Die Serie „The Sopranos“ ist kein Beiwerk – sie ist das Buch.

Dabei ist das Schreiben über Fernsehen natürlich streng genommen nichts Neues. Rainald Goetz hat in „Abfall für alle“ das Talkshow- und Nachrichtenrauschen der Neunziger ins Literaturtagebuch montiert, und Thomas Meinecke machte in seinen Collage-Romanen Diskurse und Popzitate – inklusive Serien – zum Material. Doch bei all dem blieb das Fernsehen stets Zitat, Marker, Kulisse, war



Thorsten Nagelschmidt, Autor und Ex-Punk Foto: Verena Brüning

aber nie das Herzstück. US-amerikanische Schriftsteller waren da längst weiter: David Foster Wallace schrieb in seinem Essay „E Unibus Pluram“ über die Sitcom-Ironie der Neunziger und modellierte in „Infinite Jest“ eine seriell-episodische Struktur, die selbst wie eine gigantische Staffel wirkt. Jennifer Egan baute „A Visit from the Goon Squad“ wie eine

„The Sopranos“ war der Urknall des Prestige-TV, der Moment, in dem das Medium erwachsen wurde

Staffel mit Episoden (und gab „The Sopranos“ als Inspirationsquelle an). Und Don DeLillo setzte in „White Noise“ den Fernseher als Soundtrack der amerikanischen Psyche ein.

Thorsten Nagelschmidt ist kein Theoretiker des Fernsehens. Er ist Ex-Punk, Musiker, Romancier, ein Sammler von Szenen. Seine Bücher waren immer näher an der Reportage und der Selbstreflexion als an der großen Fiktion: „Der Abfall der Herzen“ (2018) als Rückblick auf Jugend und Freundschaft, „Arbeit“

(2020) als Stimmenpanorama der Berliner Nachtwirtschaft. Er schreibt präzise, fast protokollarisch, mit einem Sensorium für Milieus und Routinen.

In „Nur für Mitglieder“ treibt er diese Methode auf die Spitze. Das Buch ist kein Roman, sondern ein Tagebuchversuch: 11 Tage, 86 Stunden „The Sopranos“, flankiert von All-inclusive-Bufferets, Bändchen-Hierarchien und Zigarettenpausen. „The Sopranos“ sind der Spiegel, in dem Nagelschmidt seine Depression, seine Weihnachtsflucht, seine familiären Abbrüche betrachtet. Tony Sopranos Sitzungen bei Dr. Melfi reflektieren seine Unfähigkeit, sich selbst zu therapieren. Livia Sopranos Giftigkeit erinnert ihn an die Feste, denen er zu entkommen versucht. Die Parallelen sind deutlich, manchmal etwas zu ausbuchstabiert, aber sie funktionieren – weil die Serie selbst längst auf dem Niveau des Romans operiert: als Tragödie, als Gesellschaftsstudie, als epische Erzählung.

Als „The Sopranos“ 1999 auf HBO begann, war das Fernsehen noch ein anderes. Serien erzählten linear, suchten Auflösung und boten Helden. Dann kam Tony Soprano – ein Mafiaboss zwischen Macht und Zusammenbruch. In dieser Figur verschmolzen Krimi, Psychogramm

und Familiengeschichte zu etwas radikal Neuem. Zum ersten Mal fühlte sich eine Serie an wie ein Roman, der atmet – mit Kapiteln, die sich Zeit nehmen, mit Nebenfiguren, die Leben entwickeln, mit Symbolen, die wiederkehren. „The Sopranos“ sprach nicht nur über Gewalt und Schuld, sondern über Erinnerung, Identität, Begehren. In ihren besten Momenten war diese Serie der erzählenden Literatur mindestens ebenbürtig – vielleicht sogar überlegen.

So entstand das moderne Erzählen im Fernsehen – gebrochen, ambivalent, bildstark. Ohne „The Sopranos“ gäbe es kein „Mad Men“, kein „Breaking Bad“, kein „Succession“. Diese Serie war der Urknall des Prestige-TV, der Moment, in dem das Medium erwachsen wurde. Und vielleicht auch der, in dem das Fernsehen für einen Augenblick mehr Wahrheit über den Menschen erzählte, als die Literatur je konnte.

Und Nagelschmidt wählt ausgerechnet dieses Werk als Spiegel – und damit einen Gegner, gegen den kaum ein Roman gewinnen kann. Sein Buch hat nicht die Ambivalenz, nicht die existenzielle Schwere, mit der „The Sopranos“ seine Figuren umkreist. Und doch liegt in dieser Überforderung etwas Rührendes. Vielleicht ist das der ehrlichste Impuls des Romans – der Versuch, sich an einer Größe zu messen, an der man scheitern muss.

Die Schwächen sind offensichtlich: Nagelschmidt reflektiert gerne und viel, zitiert Bourdieu, Wallace, Diederichsen – nicht immer elegant, manchmal eher wie ein Seminarprotokoll. Und ja, die Beobachtung des Hotelbuffets trägt nicht über Seiten. „Nur für Mitglieder“ ist damit weniger literarisches Meisterwerk als literarisches Symptom. Es markiert den Moment, in dem ein deutscher Autor Fernsehen nicht mehr als Fremdkörper behandelt, sondern als strukturbildendes Element seiner Erzählung. Nagelschmidt ist kein Wallace, keine Egan, kein DeLillo. Aber er macht im deutschen Kontext etwas Seltenes: Er lässt die Literatur das Fernsehen nicht mehr fürchten.

Und vielleicht wird man in ein paar Jahren sagen, dass damals, als ein deutscher Schriftsteller sich in ein Hotelzimmer einsperrte, um „The Sopranos“ zu gucken, die deutsche Gegenwartsliteratur begann, den Bildschirm nicht mehr als Konkurrenz zu begreifen – sondern als gleichberechtigte Kunstform, die manchmal, wie in diesem Fall, dem Roman heillos überlegen ist.

taz genossenschaft

Karin Dröng, Finn Leben
Genossin seit 2008, Genosse seit 2025

WEITER GEHT'S NUR, WENN WIR ES WEITERGEBEN

Die taz lebt, weil ihr so seid wie wir: solidarisch

Mit dem Generationenprojekt öffnen wir die Türen für junge engagierte Menschen, die in die taz Genossenschaft einsteigen wollen, denen aber das nötige Kapital fehlt. Ältere übernehmen dabei für sie den Anteil – und tragen so das Modell weiter, auf dem die taz beruht: gelebte Solidarität in einer generationenübergreifenden Gemeinschaft.

Alle Informationen auf taz.de/generationenprojekt

EDITION • LE MONDE diplomatique

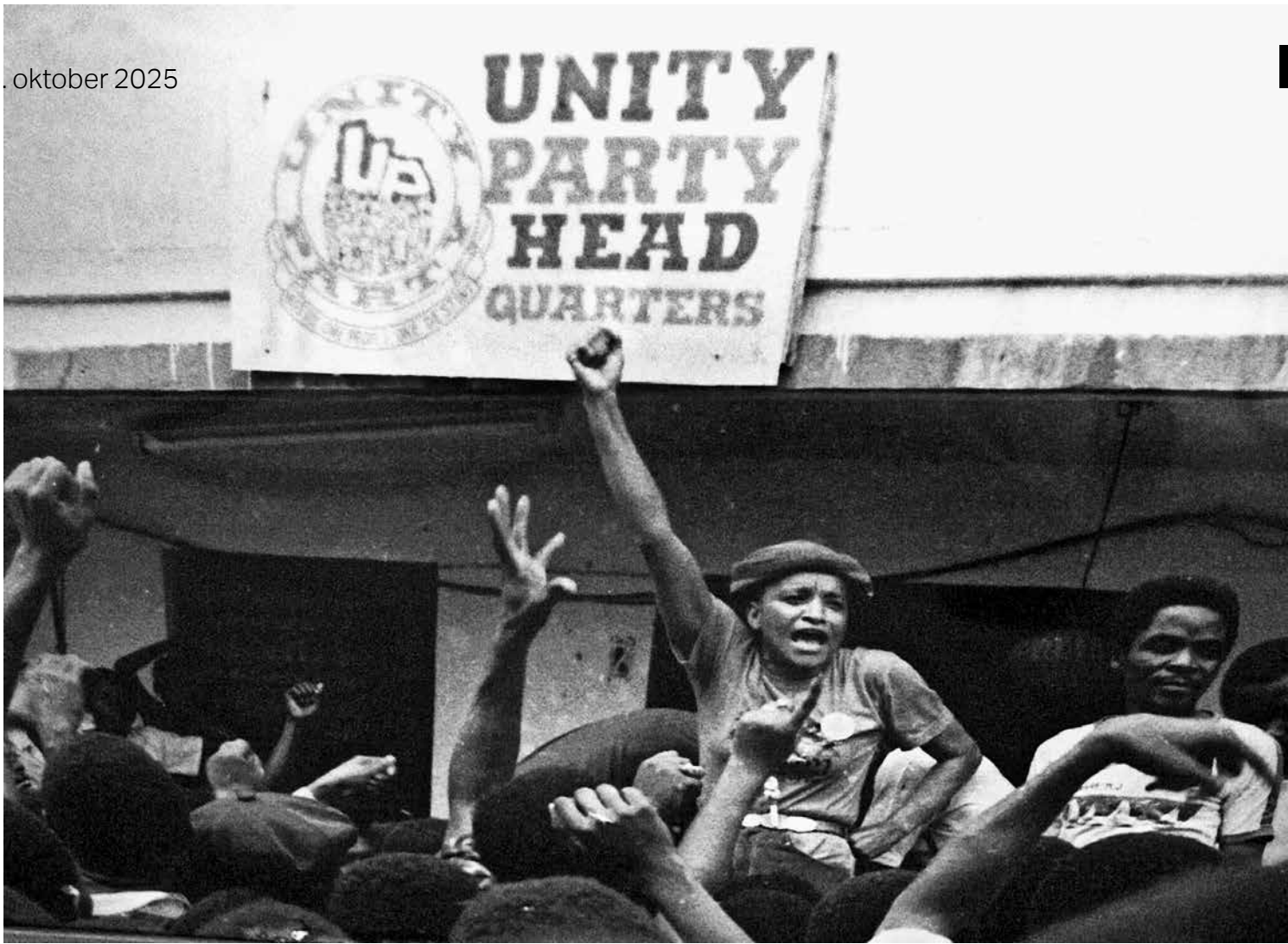
Die Unerwünschten
Flucht, Vertreibung und Exil

Jetzt bestellen
Erscheint am 21. Oktober 2025

11,00 Euro, zzgl. Auslandsversand, broschiert, 112 Seiten

shop@taz.de
monde-diplomatique.de/edition38

Ellen Johnson-Sirleaf wurde 2005 in Liberia zur Präsidentin gewählt – als erste Frau auf dem Kontinent
Foto: Nic Bothma/epa/picture-alliance



Sklaverei und Widerstand

Amat Levin kann nicht nur gut erzählen. Sein Buch „Black History“ über viertausend Jahre Schwarze Geschichte auf drei Kontinenten ist wie ein Lexikon gebaut, in dem man nach Gusto querlesen kann

Von Renate Kraft

Dieser Autor kann erzählen. Fesselnd und eingängig berichtet der schwedisch-gambische Journalist Amat Levin in seiner „Black History“ über Aufstieg und Fall von afrikanischen Großreichen und ihren Herrscher:innen, über Sklavenarbeit und Sklavenaufstände, über mutiges Handeln und fatale Fehler Einzelner und nicht zuletzt über das meist schwere Leben einfacher Leute. Wie eine geschichtliche Entwicklung durch neue Einflüsse in eine andere Richtung gelenkt wird, kann er mit wenigen Worten verdeutlichen. Für Bewertungen zieht er mehrere Standpunkte aus der Forschung heran und fügt jedem Abschnitt eine Liste weiterführender Literatur an.

Der Verlag bewirbt Levins Buch als Gegenentwurf zur angeblich verbreiteten Annahme, die Geschichte Afrikas beginne mit der Kolonialisierung. Dagegen wäre einzuwenden, dass die dem Kolonialismus vorausgehende Epoche der Versklavung von Afrikaner:innen und des transatlantischen Dreieckshandels hinlänglich bekannt und hierzulande Thema auch im Schulunterricht ist. Neu im vom Verlag reklamierten Sinne ist die Aufmerksamkeit des Autors für die frühen Hochkulturen auf dem afrikanischen Kontinent.

Innovativ an Levins Darstellung ist vor allem ihre Form, die es ermöglicht, die Geschichte Schwarzer Menschen über nicht weniger als vier Jahrtausende und drei Kontinente hinweg zu erzählen: In 78 Abschnitten von unterschiedlicher Länge behandelt er ausgewählte Entwicklungen, Ereignisse und Personen, die sich zu einem Mosaik Schwarzer Geschichte zusammenfügen.

Leser:innen sind gut beraten, in dem so entstandenen Quasi-Lexikon herumzustöbern und nach eigenen Interessen diese und jene Artikel zu lesen. Das bietet sich besonders dort an, wo Levin in seiner weitgehend chronologisch angeordneten Darstellung einzelne Fäden zu

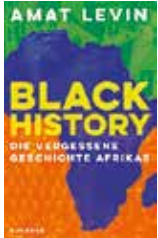
einem späteren Zeitpunkt wieder aufnimmt und beispielsweise die nationalen Geschichten Haitis, Nigerias oder Liberias in mehreren Teilen erzählt, oft mit einem Cliffhanger am Schluss, der zum Vorausblättern geradezu nötigt.

Zum Teil erinnern Levins sehr zugängliche Ausführungen an die engagierte Studie „Afrika und die Entstehung der modernen Welt“ seines afroamerikanischen Kollegen Howard French – auch er ein Journalist, der Zusammenhänge eingängig zu formulieren weiß. Wie French ver-

Ganga Zumba herrschte im Quilombo wie ein König

gleichet Levin die afrikanischen (und arabischen) Ausprägungen der Sklaverei mit dem, was Schwarze Sklav:innen in den Amerikas erdulden mussten, und er kommt zum selben Ergebnis: Nirgendwo war das Leben der Versklavten – im Durchschnitt gesehen – so elend wie auf den Plantagen der Neuen Welt.

Die wechselvolle Geschichte der haitianischen Revolution und des anschließenden Kriegs mit der Kolonialmacht Frankreich kann Levin überzeugend ordnen. Dass die erzwungenen Reparationen – nicht etwa an die befreiten Sklav:innen, sondern an deren ehemalige Besitzer – den jungen Staat von vornherein zum Scheitern verurteilten, daran lässt er keinen Zweifel.



Amat Levin: „Black History. Die vergessene Geschichte Afrikas. Von den Schwarzen Pharaonen bis heute“. C. H. Beck, München 2025, 528 S. S., 32 Euro

Dem berühmten Quilombo dos Palmares, einer Siedlung entfloherer Sklav:innen in Brasilien, widmet Levin einen längeren Abschnitt. Weit davon entfernt, diesen im kulturellen Gedächtnis der Brasilianer:innen so wichtigen Zufluchts- und Widerstandsort zu idealisieren, zeichnet er nach, wie die *Maroons* eine gut verborgene Siedlung in den schwer zugänglichen Dschungelgebieten Brasiliens errichteten und durch Raubüberfälle auf Plantagen und die Befreiung der dort Versklavten beständig vergrößerten.

Das Zusammenleben im Quilombo beruhte auf geteiltem Besitz und gegenseitiger Hilfe. Der Anführer der Gemeinschaft aber, ein aus Zentralafrika stammender Adliger namens Ganga Zumba, herrschte wie ein König, seine Untertanen fielen vor ihm auf die Knie. Palmares muss eine sehr spezielle Mischung aus revolutionären und rückwärtsgewandten Elementen gewesen sein.

Ähnlich widersprüchlich gestaltete sich auch die Geschichte Burkina Fasos, wo nach der Unabhängigkeit von Frankreich und mehreren Staatsstreichs im Jahr 1983 der Revolutionär Thomas Sankara an die Macht kam: ein ehemaliger Hauptmann der Armee, der Marx und die Kritik des Kolonialismus kannte und der sein Land, eines der ärmsten der Welt, in eine neue Zeit des Wohlstands führen wollte. Tatsächlich reformierte Sankara die Landwirtschaft und förderte die Baumwollindustrie. Er bekämpfte die endemische Korruption, verbot Prostitution, Polygamie, Zwangsheiraten und die Beschneidung von Mädchen und wies die Armee an, in der Landwirtschaft und beim Bau von Schulen zu helfen.

Aber er regierte autokratisch, duldete keine Parteien neben seinen Komitees zur Verteidigung der Revolution und bekämpfte die Gewerkschaften. Nachdem er einige unpopuläre Maßnahmen verfügt hatte, verlor er zwar nicht die Unterstützung der Bevölkerung, wohl aber die seines Apparats und von Teilen des Militärs. 1987 putschten die Offiziere Compa-

oré und Diendéré. Sie töteten Sankara und seine Berater und nahmen in der Folge die Neuerungen Sankaras zurück.

Die Kolonie Liberia charakterisiert Levin hingegen als ein von vornherein zweifelhaftes Projekt. Die freigelassenen amerikanischen Sklav:innen, die sich 1822 an der afrikanischen

Westküste niederließen und gegen den Widerstand der lokalen Bevölkerung einen Staat gründeten, diskriminierten systematisch die Indigenen als barbarisch und zurückgeblieben und zwangen sie zum Teil sogar, als Sklav:innen für sie, die doch gerade erst aus der Sklaverei entlassen waren, zu arbeiten. Für

die Religionen der Indigenen hatten die Schwarzen amerikanischen Kolonisator:innen nur Verachtung übrig. Sich selbst sahen sie als Vertreter:innen des einzig wahren Glaubens: das ihren Vorfahren von den einstigen Sklavenhaltern aufgezwungene Christentum. Widersprüche al-lenthalben.

Große Sympathie bekundet Levin für die Bewegung liberianischer Frauen aus allen Gesellschaftsschichten, Religionen und Volksgruppen, die die nationale Geschichte von Unfreiheit, Putschen, Bürgerkrieg und Anarchie im Jahr 2003 beenden konnte und Ellen Johnson Sirleafs Wahl zur ersten gewählten Präsidentin ermöglichte.

Insgesamt ist die Geschichte Schwarzer Menschen, wie deutlich wird, leider keine des Erfolgs, ja nicht einmal eine eindeutige Fortschrittsgeschichte. Wie könnte sie es auch sein, nach 500 Jahren mörderischen Menschenraubs und gewaltsamer Landnahme. Kleine Lichter in dieser dunklen Geschichte sind immer wieder die Abschnitte über einzelne Menschen, die für die Kultur und Entwicklung ihrer Länder oder Communitys Bemerkenswertes geleistet haben.

Die Übersetzung der so lebendigen Prosa Levins ist leider bisweilen ungenau geraten und enthält gar Ausdrucks- und Grammatikfehler. Davon sollte sich jedoch niemand abhalten lassen, dieses Buch zu lesen, kursorisch, chronologisch oder wie auch immer. Die Lektüre von „Black History“ lohnt unbedingt.

Anzeige

ARGUMENTE UND HINTERGRÜNDE FÜR GESELLSCHAFTLICHE DEBATTEN

Ob soziale Fragen, politische Auseinandersetzungen gegen Rechts oder die Frage nach Sozialismus heute – unsere Publikationen bieten fundierte Analysen und verständliche Zugänge zu den großen Themen unserer Zeit.

Bienz Hammer, Nadja Kaiser, Melani Klarić

WIDERSPRECHEN UND SICH POSITIONIEREN

Gesprächsstrategien gegen rechte und diskriminierende Aussagen

Download und Bestellung unter: www.rosalux.de/publikation/id/37599



Bernd Riexinger, Raul Zelik

WAS IST SOZIALISMUS HEUTE?

Warum wir den Kapitalismus überwinden müssen

Download und Bestellung unter: www.rosalux.de/publikation/id/52485

Diese und viele weitere Publikationen kostenfrei im Bestellportal unter www.bestellung.rosalux.de

UNSERE SOZIALE HÄNGEMATTE

Mythen und Fakten zum Bürgergeld

Download und Bestellung unter: www.rosalux.de/publikation/id/52882



ROSA LUXEMBURG STIFTUNG

Von Frank Schäfer

Die Altsprachler kennen womöglich Herodots Diktum „Pathemata Mathemata“ – „Leiden sind Lehren“. Eben darum geht es in Maggie Nelsons neuer Prosa-Collage, die in enger Verwandtschaft zu „Bluets“ steht, mit dem sie hierzulande bekannt geworden ist. Auch „Bluets“ ist ein Schmerzensbuch. Von ihrem Liebhaber verlassen, transzendiert sie ihren Blues zu einer poetischen, aphoristischen Kulturgeschichte der Farbe Blau. „Pathemata. Die Geschichte meines Mundes“ hat seinen Ursprung ebenfalls in einer Leidenserfahrung. Eine Kieferfehlstellung, die Nelson schon als Kind Probleme bereitet hat, sie spricht undeutlich, ihre Zunge stößt gegen die Zähne und sorgt dabei für unschöne Zischlaute, verursacht seit einiger Zeit enorme körperliche Beschwerden. Jeden Morgen wacht sie auf mit dem Gefühl, „als habe mein Mund einen Krieg überlebt – er hat aufbegehrt, er hat sich versteckt, er hat gelitten“.

Sie unternimmt eine Odyssee durch die Praxen diverser Spezialisten und stenografiert ihre Leidensgeschichte mit. Das ist aber nur der Ausgangspunkt für weitere Abschweifungen und Reflexionen, Traumreferate und Alltagsilluminationen. Sie schreibt dieses Buch der Schmerzen wohl nicht ganz grundlos in einer emotionalen Ausnahmesituation – während der Coronapandemie. Existenzielle Unsicherheit und soziale Isolation machen ihr zu schaf-

„Es ist wie bei Freud – es geht nicht um den Traum, sondern um das Erzählen des Traums“

Maggie Nelson

fen, verschärfend hinzu kommt die Abwesenheit ihres Mannes, der offenbar einen helfenden, systemrelevanten Beruf ausübt und insofern ständig außer Haus ist. Und nicht zuletzt der plötzliche Krebstod einer geliebten Lehrerin und Freundin C. Nach der Diagnose bleiben C gerade mal zwei Wochen, und wie so viele in dieser Zeit – infolge des grausam rigiden Hygiene-Regimes der Krankenhäuser – kann sie sich nicht angemessen von Familie und Freunden verabschieden. Doch Maggie Nelsons kran-



Eine Kieferfehlstellung verleitet Maggie Nelson zu Reflexionen über Schreiben und Schmerz
Foto: Sarah St Claire Renard

Im überwältigenden Blutfluss der Worte

Essay zwischen Wissenschaft und Poesie: Maggie Nelson und das Schreiben in der Krise

ker Mund ist nicht nur der vermeintliche Schreib Anlass, er hat auch eine ästhetische Funktion. Er steht als Symbol für das, was den Schriftsteller ausmacht – die Sprache. Und so ist dieses Buch auch eins über das Schreiben in der Krise. Sie bemerkt nämlich im Verlauf der Pandemie den Verlust der „Magie“ in ihrem Leben – und versucht dem schreibend etwas entgegenzusetzen. „Ich führe Selbstgespräche, ein fraktales Innenleben. Ich versuche mich für andere Innenleben zu interessieren, wie das der Spülmaschine. Ich untersuche die Eierschale, die im kreisenden Sprüharm festhängt, der unergründlichen silbernen Scheibe, die über dem Nabel der Maschine schwebt. Ich frage mich, ob ich allein kraft meiner ganzen Aufmerksamkeit die Spülmaschine zu etwas Interessantem machen könnte. Vielleicht könnte ich ein Prosagedicht oder eine Reihe von Prosagedichten darüber schreiben wie Ponge.“

In Ermangelung sozialer Kontakte die Dinge zum Sprechen zu bringen, in der Tradition Francis Ponges, ist eine nachvollziehbare literarische Strategie. Sie erzählt einem befreundeten Schriftsteller davon und der lacht sie aus. Sie wolle ihm erzählen, dass es in ihrem nächs-

ten Buch um ihre Spülmaschine gehe? Ein Missverständnis. Natürlich liegt „die Magie nicht in der Spülmaschine“, sondern „im überwältigenden Blutfluss der Worte“, die davon künden. „Es ist wie bei Freuds Traumtheorie – es geht nicht um den Traum, sondern um das Erzählen des Traums – um die Worte, die man wählt, und die Risiken, die man eingeht, wenn man sein Innerstes nach außen kehrt.“

Damit hat Nelson, wie eigentlich immer in ihren zwischen Wissenschaft und Poesie changierenden Essays, ihre Poetik gleich mitgeliefert. „Die Frage ist nicht, was du betrachtest, sondern wie du betrachtest & ob du siehst“, zitiert sie Thoreau aus seinen Tagebüchern von 1851. Sie sieht einiges. Zu den schönsten Passagen gehören ihre Annäherungen an die krebserkrankte Freundin. „Ich höre die ganze Zeit Cs Stimme, wie sie sagt: ‚Maggie, meine liebe Maggie.‘ Niemand wird meinen Namen je wieder so sagen – keine Liebhaberin, kein Elternteil, kein Ehemann, keine Freundin. Die Art und Weise, wie C mich kannte, ist mit ihr gestorben; ich werde von jetzt an weniger geliebt sein, weniger gekannt.“

Doch nicht immer gelingt es ihr, die „Magie“ im Profanen mit Worten zu heben. Das Buch be-

sitzt nicht ganz die poetische Strahlkraft der „Bluets“, vor allem fehlt ihren Prosastücken bisweilen die zwingende Kohärenz. Maggie Nelsons Prosa nähert sich dann einem dieser konventionellen Corona-Tagebücher. Auch ihre Träume, in denen sich doch auffällig oft Deformationen im Dentalbereich manifestieren, sind als Grundlage einer Psychoanalyse sicher von großer Relevanz, aber nicht unbedingt literarisch. Stattdessen hätte man gern etwas mehr erfahren über ihre Ehekrise unter Pandemie-Bedingungen oder über ihren Sohn, den sie nun zu Hause beschulen muss und der als Person im Buch kein wirkliches Profil entwickelt. Da scheut sie offenbar ein paar Risiken.



Maggie Nelson: „Pathemata. Die Geschichte meines Mundes“. Aus dem Englischen von Cornelius Reiber. Hanser Berlin, Berlin 2025, 96 S., 22 Euro

Auf Silberpapier

In seinem Debüt „Irgendwann kommt immer ein Meer“ sucht Nils Langhans den toten Vater in der Sprache wiederzufinden

Von Sophia Merwald



Nils Langhans: „Irgendwann kommt immer ein Meer“. Schöffling & Co, Frankfurt am Main 2025, 128 Seiten, 20 Euro

Zerelatwurst, Saskia-Quelle, Hautschichten, Waschbeton, ein Meer, ein Opel Astra. Ein Eindruck der Dinge, die den Vater umkreisen. Er steht in konservierten Bildern, der Sohn steht an seinem Grab. Als „du“ und „ich“ begegnen sie sich in Erinnerungen: Der Sohn, mal Junge, Bruder, mal Student, erzählt sich und sein Gegenüber, den toten Vater, den Jungen, den Kranken, den Sterbenden.

Orte, Fotos, Situationen blitzten auf: Wir sehen den Vater als Sechsjährigen allein zur Kur auf Borkum, seine von Schuppenflechte verwundete Haut, wie er in Tabellen das Spargut haben überwacht, seine Angst, dass die Familie nicht genug hat, wie er für den Opel Astra gespart hat, wie er seinem Sohn trotzdem den teuren Anzug kauft, wie er an der Morphiummaschine hängt, wie er viel zu krank für einen einzigen Menschen ist. Wie die Ungewissheit des Anfangs, sein „*cancer of unknown primary*“, sich ein eigenes Ende schreibt.

Aus diesen Erinnerungen konstruiert Nils Langhans eine innige Vater-Sohn-Beziehung. Mal ist es die Sehnsucht nach einer „schweren, warmen Hand“, dann die Unmöglichkeit, die „Enge“ des Vaters zu verlassen. Langhans erkundet den Raum zwischen Anwesenheit und Abwesenheit: Wie trifft man jemanden in der Sprache, ohne an ihm vorbeizuschreiben?

Dieses Buch ist der Versuch, einen Menschen im Erinnern zu finden. Es ist der Versuch, sich als dabei Gewesener, als noch da Seiender zu begreifen. Langhans erzählt die Erinnerungen, so wie sie erscheinen, in kurzen Episoden, in Absätzen zerstückelt. Da werden Sätze angebrochen, Worte durch Doppelpunkte, Stichpunkte und Kommata in Beziehung gesetzt. Als wäre dieses Buch aus Silberpapier. Es ist das Mühsame an der Trauerarbeit, jedes einzelne Blatt glattzustreichen, bis ein klares Bild entsteht. Die Erinnerungen werden „unscharf“, „Zerr-“ oder „Standbilder“. Es bleiben einzelne Sinnesindrücke, die ihre Ordnung in einem Ganzen suchen. An einer Stelle heißt es, erinnern bedeutet, „ein Tröpfeln und Quetschen aus dichter Erde; und viel, was versickert“.

Dieses Buch zielt auf Genauigkeit, auf Treue den Gesetzen der Sprache gegenüber. Es scheitert unweigerlich daran, weil das Erinnern nicht genau sein kann. Langhans schreibt sich heran, so sorgsam wie möglich, pflückt Erinnerungsfetzen wie Blätter, konzentriert sich auf die Auseinandersetzung mit dem Wort: Jede der Passagen verdichtet sich in sich, wird Stichpunkt für Stichpunkt intensiver. Es wird akribisch mit Worten gemalt – sie bilden die Palette eines Gemäldes ab: „brauner Mutterboden“, „am Horizont knuspriges Rot“, „Wind, der bläulich flattert“. Die Haut des Vaters wirkt aufgeschichtet wie „kleine Inseln, teils aufgekratzt, blutig, teils schuppig weiß“.

„Du wirst wie ein Aussätziger angesehen“, sagt der Sohn, der den gleichen Gen-Code geerbt hat. Er verbindet die beiden über ihre Haut, führt den Satzanfang des einen in dem anderen weiter. Leitet das *Eigene* des Vaters in das *Eigene* des Sohnes. Dieses Buch ist der Versuch, ein gemeinsames Bild zu erschaffen, der unstillbare Wunsch, eines zu teilen. Mit 19 Jahren zeichnet der Vater mit Pastellkreiden, Kohle, vor allem Augen. Er hört auf, als der Sohn zur Welt kommt. „Du bist jetzt selbst ein Vater; du beginnst schon, deine Sprache zu verlieren“, stellt der Sohn fest, als er die Zeichnungen durchblättert. Der Vater ist kein Künstler, sondern Finanzbeamter geworden, dem Versprechen von Sicherheit gefolgt.

Auf die Enge, die sich sprachlich wie inhaltlich spiegelt, folgt so oft die schmerzhafteste Erkenntnis: „Wie ich über dich schreibe, verliere ich dich ein zweites Mal: das endgültige Mal.“ Jemanden zu überschreiben, sich selbst weiterzuschreiben oder nur Weitergeschriebenes zu sein, ist ein Kampf um Deutungshoheit. Einer, der nur allein gewonnen, verloren, herumgerissen werden kann.

So ist dieses Buch auch ein schweigendes, erzählt von einem Sohn, der einem Tod zusehen musste. Vielleicht kann die Stummheit erst gebrochen werden, wenn der Sohn aus dem Bild des Vaters tritt. Wenn er sich entscheidet: verabschieden statt erinnern, verlassen statt verlieren. Wenn etwas aus der Erde sprießt und nicht versickert. Nils Langhans zeigt, dass Blumen wieder austreiben können.

Anzeige



Das Leben der Annemarie Böll
Eine Würdigung
Von Tanja Dückers
Herausgegeben von der Heinrich-Böll-Stiftung

Wer war Annemarie Böll?

Klug, sensibel, unermüdlich: Annemarie Böll war Lebenspartnerin, Erstlektorin und intellektuelle Gefährtin Heinrich Bölls – und selbst eine prägende Stimme der Nachkriegszeit.

Das Leben der Annemarie Böll
Eine Würdigung von Tanja Dückers
Herausgegeben von der Heinrich-Böll-Stiftung
Berlin, Juli 2025, 120 Seiten

Besuchen Sie uns auf der Frankfurter Buchmesse Halle 3.1 Stand 52

boell.de/publikationen

Verkämpftes Land. Beobachtungen

von Ofer Waldmann, Tel Aviv

Ein Mosaik aus Beobachtungen, Erinnerungen und Erzählungen, gegenwärtig, vergangen, zum Teil surreal, das aus intimen, privaten Momenten immer wieder neu ansetzt, um vor der Willkür des Krieges die Suche nach Sprache, nach Erkenntnis, nach zwischenmenschlicher Wahrnehmung nicht aufzugeben.

Gespräch mit dem Autor:
Freitag, 17.10, 11.00 Uhr
Am Stand der Heinrich-Böll-Stiftung

HEINRICH BÖLL STIFTUNG
Die grüne politische Stiftung

Schumannstraße 8, 10117 Berlin www.boell.de
   @boellstiftung  Heinrich-Böll-Stiftung



„Ich zweifelte keinen Moment an der Richtigkeit meines Handelns“: Erfinder Michail Kalaschnikow
Foto: Karlin Gainsborough/PIP-Landmark Media/imago

Nina Apin

S addam Hussein posierte mit ihr auf Fotos, ebenso Fidel Castro und Arafat. Sie ziert die Landesflagge von Mosambik und verleiht selbst Konsumprodukten wie Energydrinks die Aura des Revolutionären: Das sowjetische Sturmgewehr AK-47, besser bekannt als Kalaschnikow, ist die am weitesten verbreitete Waffe der Welt und zur Ikone bewaffneter Aufstände geworden.

Der italienische Kriegsreporter Domenico Quirico ist diesem Mythos, dessen Ursprunger in der Einnahme Saigons durch barfüßige Vietcongs verortet, nachgereist: Über Jahre und Kontinente hinweg hat er die blutige Spur der Kalaschnikow verfolgt. In Somalia ist er mit einem Wafenhändler unterwegs, im Kongo wohnt er den grausamen Strafritualen bewaffneter Aufseher in den Coltanminen bei, in der Ukraine kriecht er mit notdürftig Bewaffneten durch Schützengräben und in Syrien verbringt er Zeit mit einem Rebellen-Kom-

mandanten, der ihm erklärt: „Ich bin dieses Gewehr.“

Die Kalaschnikow sei die Waffe derer, die im Tod den wahren Sinn des Lebens sehen, schreibt Quirico. Sie ist leicht verfügbar (rund 100 Millionen Stück wurden schätzungsweise davon produziert), billig (für 40 bis 200 Dollar zu haben) und äußerst robust. Außerdem ist sie auch für Personen ohne jede militärische Ausbildung leicht bedienbar, Kindersoldaten zum Beispiel. In den Wäldern Mosambiks trifft Quirico den 16-jährigen Haya, er trägt das Gewehr

Barfüßige Kriegsgötter

Mogadischu, Grosny, Aleppo: Der italienische Kriegsreporter Domenico Quirico folgt der Spur des Sturmgewehrs AK-47

über der Schulter und ein Brandzeichen im Nacken. Als Kind wurde er von den Renamo-Rebellen verschleppt und zwangsrekrutiert. Das Schießen erlernte er auf einer primitiven AK-47-Nachbildung; er musste einen gefangenen Regierungssoldaten umbringen.

Er habe, so schreibt der Reporter, kein Buch über die Waffe, sondern über das Böse schreiben wollen, das weder die Technik noch die Kraft der Vernunft oder die Kultur ausmerzen könne. Um seine These zu illustrieren, zieht Quirico die Lebensgeschichte des Erfinders Michail Timofejewitsch Kalaschnikow heran, dessen autobiografische Erinnerungen er in sechs Einschüben zwischen die Reportagen setzt. Der Sohn einer nach Sibirien deportierten Bauernfamilie entwickelte als junger Soldat das Gewehr, für das Stalin ihm einen Orden gab, es wurde zur Standardwaffe der Roten Armee. Bis zum Ende seines 94-jährigen Lebens blieb Michail Kalaschnikow stolz auf seine Erfindung.

Die Kalaschnikow ist eine verlässliche Begleiterin, während sich Ideologien und Kriegsziele ihrer Träger ändern können. Domenico Quirico, lange Jahre Auslandsreporter für die Turiner Tageszeitung *La Stampa*, geriet 2013 in Syrien in Gefangenschaft von Al-Qauida. In Aleppo begegnete er dem Rebellenkom-

mandanten wieder, der nun unter einer schwarzen Flagge Hof hielt. Aus dem zur Philosophie neigenden Deserteur war ein Gotteskrieger geworden. Quirico fragt sich: „Wenn wir die Kraft gehabt hätten, etwas zu sagen, was wäre dann noch Menschliches zwischen uns, dem Dschihadisten und der Geisel geblieben? Nichts.“

Nach fünf Monaten Gefangenschaft kam Domenico Quirico auf Intervention der italienischen Regierung frei. Welche Spuren die Erfahrung bei ihm hinterlassen hat, darauf geht er im Buch nicht weiter ein. Doch seine Reportagen der Folgezeit lesen sich weitaus düsterer. Im zerbombten Grosny notiert er: „Ein kalter schwarzer Nebel wabert unter einem lichtlosen Himmel über den geschundenen Erdboden, und die Traurigkeit in uns wird zur Krankheit ...“

Dem Buch tut der Kontrast zwischen den miteinander verwobenen Erzählstimmen gut: Die des Kriegsreporters Quirico kippt gelegentlich ins Fatalistische oder balanciert hart am Rand zur maskulinen Kriegsprosa, wie im Kapitel über Gaza, wo er kräftige junge Männer und junge „Kriegsgötter“ am Werk sieht. Kämpfende Frauen thematisiert er kaum – das wirkt, als weigere er sich, den ikonischen Bildern zu huldigen, welche die Kalaschni-

kow auf diesem Gebiet produziert hat.

Jedenfalls setzen die munteren Lebenserinnerungen des Genossen Kalaschnikow einen wohlthuenden Kontrapunkt zu den Kriegsberichten. Kalaschnikow, der zeit seines Lebens Kommunist geblieben war, beschreibt trocken die Härten des Stalinismus, lästert über intrigante Kader, Jelzin und den ewigen kapitalistischen Feind aus dem Westen. Erst ganz am Lebensende äußert er leise Zweifel an seiner „vollkommenen Schöpfung“, die so vielen Menschen das Leben genommen habe.

Patriarch Kyrill tröstet den Waffenerfinder: Es gebe den Tod nicht wirklich, sondern nur in dieser Welt. Worte, die nach den eindringlichen Reportagen von den Kriegsschauplätzen dieser Welt umso perverser klingen.



Domenico Quirico: „Kalaschnikow. Wie eine Waffe unser Zeitalter der Konflikte prägt“. HarperCollins, Hamburg 2025, 336 S., 24 Euro

Just another brick in the wall

Kann es sein, dass Pop ein Antisemitismusproblem hat? Maria Kanitz und Lukas Geck durchleuchten die Szene in ihrem Buch „Lauter Hass“

Von Rosa Budde

E in Schwein schwebt über einer Menschenmenge. Auf seiner Seite ist neben anderen Symbolen ein Davidstern gemalt. Die Menge schreit und jubelt. Das Schwein ist ein großer aufblasbarer Ballon, die Menschenmenge ist das Konzertpublikum von Roger Waters, dem Mitbegründer der Rockband Pink Floyd. Der Schweineballon bei seinen Soloshows soll das Böse der Welt symbolisieren und ist mit wechselnden Zeichen und Namen großer Konzerne bemalt. Und manchmal eben auch mit einem Davidstern.

Roger Waters zufolge handelt es sich dabei um eine politische Kritik an der israelischen Regierung. Das Schwein mit Davidstern als Zeichen des Bösen erinnert jedoch an die antijudaistische Schmähfigur der „Judensau“, die bereits im Mittelalter verwendet wurde. Es steht so in einer Tradition antisemitischer Symbolik.

Die popkulturelle Musikszene versteht sich überwiegend als freiheitlich und progressiv. Popmusik – auch kommerziell erfolgreicher Rock und Rap – gilt als Medium der Emanzipation. Wie kann es da sein, dass Musiker:innen und Fans bei Konzerten antisemitische Symbolik feiern? Wie beim US-amerikanischen Rapper Kanye West, neuerdings Ye, der sich kürzlich als Nazi bezeichnete und Sympathien für Hitler bekundete. Auch

im Deutschrapp finden sich zahlreiche Beispiele für antisemitische Parolen, seien es absurde KZ-Vergleiche des Gangsta-Rappers Kollegah oder die ständige Erwähnung der antisemitischen Verschwörungserzählung der „Rothschild-Theorie“ beim Rapper Haftbefehl. Dem Erfolg der Musiker tut das keinen Abbruch. Hat die Popmusikwelt ein Antisemitismusproblem?

In ihrem Buch „Lauter Hass – Antisemitismus als popkulturelles Ereignis“ beantworten Maria Kanitz und Lukas Geck diese Frage mit einem eindeutigen Ja. Sie untersuchen die deutsche und internationale Musikindustrie und Festival-szene auf antisemitische Ideologie und geben einen Überblick über Fälle von Antisemitismus im Pop. Dabei verfolgen sie jüngere Entwicklungen in der Popmusik nach, von der Rezeption von Verschwörungs-ideologien nach dem Terroran-



Lukas Geck, Maria Kanitz: „Lauter Hass. Antisemitismus als popkulturelles Ereignis“. Verbrecher Verlag, Berlin 2025, 160 S., 20 Euro

schlag am 11. September 2001 über Coronaleugnung und den Einfluss von Social Media Anfang der 2020er bis zum Überfall der Hamas am 7. Oktober 2023 und den darauf folgenden Krieg in Gaza.

Den größtenteils ausgebliebenen Ausdruck von Bestürzung über das Massaker der Hamas auf dem israelischen Supernova-Festival werten die Autor:innen als Zeichen von mangelnder Empathie der internationalen Musikszene gegenüber jüdischen Opfern von Gewalt. In jüngerer Zeit haben viele Musiker:innen Israel zu einer Waffenruhe aufgefordert. Das Leid in Gaza und den Krieg öffentlich zu verurteilen und die israelische Regierung zu kritisieren, ist wichtig. Wer aber in diesem Kontext die Hamas und ihre Gewalt unerwähnt lässt und so einer starren Einteilung in Unterdrückter und Unterdrückte folgt, in der Israel nur Aggressor und nicht auch Opfer sein kann, unterstützt laut den Autor:innen die Ideologie der Terrorgruppe.

Maria Kanitz und Lukas Geck erklären, wie Antisemitismus zum popkulturellen Ereignis wird. Wenn auch teilweise etwas repetitiv, erläutern sie anschaulich antisemitische Codes und Stereotype. „Lauter Hass“ gibt so einen umfangreichen Überblick über eine schockierende Tradition in der Popwelt.

Shifting the Silence

Contemporary Art at the Lenbachhaus

Die Stille verschieben

Gegenwartskunst im Lenbachhaus

ab 14 Okt 25

Mit freundlicher Unterstützung des Fördervereins Lenbachhaus e.V.

Mit freundlicher Unterstützung der Einnahme von Simone Fattal, Kouda Ruchkova, Edition Neuland, Night Social Books, 2025

Abbildung: Eel Adnan, Untitled, 2010, Lenbachhaus München © VG Bild-Kunst, Bonn 2025

LENBACHHAUS

Dunkle Nächte am Plattenbau

Susanne Tägder hat mit Arno Groth einen ost-west-deutschen Ermittler erschaffen, der über viel Potenzial verfügt. Nun erscheint mit „Die Farbe des Schattens“ der mit Spannung erwartete zweite Kriminalroman

Von **Andreas Fanizadeh**

Mecklenburg nach der Wende, der elf-jährige Matti Beck ist verschwunden. Seine Eltern haben ihn an einem kalten Winterabend Anfang des Jahres 1992 zum „Einholen“ geschickt. Doch im Supermarkt der Plattenbausiedlung auf dem Mönkeberg ist er nie angekommen. Was kann dem Jungen auf dem Weg zum Einkaufen passiert sein? Hauptkommissar Arno Groth und sein Suchtrupp tapen im Dunkeln. Ein rechter Jugendclub, merkwürdige Runenzeichen auf Kinderhänden, „unter dem Tisch am Fenster ein Bierkasten“ – inszenierte Normalität, die einem wie Kommissar Groth auffällt. „Groth nickt sich selbst zu. Der Mönkeberg ist voller Fassaden mit Fenstern und Balkonen. Wo Fenster sind, sind auch Augen. Irgendjemand wird Matti Beck am Abend zu-



Spurensuche im Milieu der Nachwendezeit, Anklam 1992
Foto: Rolf Zöllner/imago

vor gesehen haben.“ Doch der Mönkeberg erweist sich für die Ermittler als Festung, ein geschlossenes System. In der einst geschätzten realsozialistischen Plattenbausiedlung stößt Groth auf verbitterte Erwachsene mit entwerteten DDR-Biografien; auf Jugendliche, die bereits im Kindesalter desillusioniert sind, mit „diffuser Wut auf alles“. Als der kleine Matti schließlich ermordet aufgefunden wird, richtet sich der Verdacht bald auf einen Außenseiter. Einen Haushauswart, Alkoholiker wie viele hier, nach der Wende abgerutscht, in einem leer stehenden Gebäude hausend. Er befindet sich im Clinch mit der rechten Jugendgruppe. Doch der renitente Trinker ein Mörder?

Hauptkommissar Groth ist nicht überzeugt. Die anderen schon. Groth recherchiert auf eigene Faust weiter, zieht Verbindungen zu einem Cold Case, einem unaufgeklärten Mord aus der DDR. 1986 verschwand am Mönkeberg schon einmal ein Junge. Und wurde auf ähnliche Weise wie Matti getötet. Groth reaktiviert einen Ex-Kollegen. Der hatte, da er sein partiell unrechtmäßiges Handeln in der DDR einräumte, 1991 den Polizeidienst verlassen müssen. Ehrliche mussten vielfach gehen, Leugner blieben – da mag etwas dran sein, verallgemeinern sollte man es dennoch besser nicht. Wie bereits in dem ersten Kriminalroman rund um Ermittler

Groth verbindet die Autorin in „Die Farbe des Schattens“ einen Altfall aus der DDR mit einem neuen aus der Nachwendezeit. Vorlage ist erneut ein real geschehenes Verbrechen, das sie frei literarisch interpretiert. Tägders Sprache ist bildreich, die Beschreibungen der 1968 geborenen gelernten Juristin sind präzise. Ihre Eltern stammen aus dem mecklenburgischen Neubrandenburg und emigrierten vor dem Mauerbau 1960 in den Westen. Mit Arno Groth hat die Autorin einen Ermittler geschaffen, dem Osten wie Westen gleichermaßen vertraut und unvertraut scheinen. Ein wenig fremdelt er mit beiden Welten. Er stammt aus Mecklenburg, verließ die DDR, ging in den Wes-

ten und arbeitete bei der Kripo in Hamburg, bevor ihn ein privates Unglück aus der Bahn warf. Nach der „Wende“ wird Groth zurück in seine alte ostdeutsche Heimatstadt geschickt und versucht als leitender Kripobeamter den Neustart. Durch die Perspektive ihres ost-westlichen Hybrids gelang Tägder in ihrem ersten Groth-Roman „Das Schweigen des Wassers“ ein außergewöhnlicher Nachwendekriminalroman. Das Nichtidentische ihres gebrochenen Helden stand in scharfem Kontrast zur mitunter aufblitzenden Überheblichkeit westdeutschen Personals, aber auch zu jenem Phänomen, das der Historiker Ilko-Sascha Kowalczyk als „Ostdeuschtümelei“ bezeichnet (etwa in dem Gesprächsbuch mit Bodo Ramelow „Die neue Mauer“, Verlag C.H. Beck, 2025). Tägder hatte in ihrem ersten Groth-Roman die Hauptfigur mit Einfühlungsvermögen, aber auch deutlicher Distanz zur einst heimatlichen Umgebung ausgestattet. So entwickelte sie ein spannendes Gesellschaftsszenario und einen differenzierten Blick auf die frühe Nachwendezeit. In „Die Farbe des Schattens“ nimmt der Mut zu Ambivalenz und Abgrenzung allerdings etwas ab. Der Zurückgekehrte passt sich seiner Umgebung, vor der er einmal geflohen war, habituell doch stärker an. Aber die affirmative Inszenierung eines Rendezvous bei Erbsensuppe und Rotwein sollte literarisch vielleicht besser vermieden werden. Bleibt zu hoffen, dass Tägders Hauptkommissar in Band drei zu alter Schärfe zurückfindet.



Susanne Tägder: „Die Farbe des Schattens“. Tropen Verlag, Berlin 2025, 336 Seiten, 17 Euro

taz talk

auf der **Frankfurter Buchmesse**

Auch in diesem Jahr ist die taz bei der Buchmesse in Frankfurt vom **15. – 19. Oktober 2025** vor Ort. Neben dem klassischen Stand in **Halle 3.1, D96** – mit druckfrischer taz und einer Ausstellung zur Geschichte der taz – auch mit vier Veranstaltungen auf dem Messegelände und digitalem Auftritt auf taz.de/buchmesse.

Freitag, 17. 10. 2025

15 Uhr

„Status: In Transformation – Seitenwende in der taz“ mit **Navid Kermani, Ricarda Lang, Aline Lüllmann und Bernhard Pörksen**

● **Live im Frankfurt Studio, Foyer Halle 4.0 und im Stream**

An diesem Tag erscheint die letzte gedruckte werktägliche Ausgabe der taz. Danach bleibt die Tageszeitung digital als ePaper und online auf taz.de präsent; samstags erscheint die wochentaz weiterhin gedruckt auf Papier. Dieser Meilenstein im Prozess der digitalen Transformation des Medienhauses findet in einer von Herausforderungen gekennzeichneten Zeit statt. Wie verändern sich Medien, Politik und Gesellschaft? Wie können wir Demokratie, Dialog und Zusammenhalt in Zeiten globaler Krisen und wachsender Polarisierung erhalten und stärken?

Moderation: Katrin Gottschalk

Freitag, 17. 10. 2025

16.30 Uhr

„Tschüss Papier! Hallo Zukunft.“ **Empfang zur taz-Seitenwende**

● **Live am taz-Stand in Halle 3.1, D96**

Die Seitenwende ist ein Meilenstein in der Geschichte der taz, aber auch des Medienbereichs generell. Mit diesem Schritt machen wir die taz noch ein Stück zukunftssicherer. Als digitale Tageszeitung und gedruckt am Wochenende bleiben wir auch weiterhin die unverwechselbare und unabhängige Stimme in Deutschlands Presselandschaft. Feiern Sie diesen Anlass zusammen mit uns bei einem Glas Sekt am taz-Stand.

Schauen Sie vorbei in **Halle 3.1, D96**. **Alle Termine und ausführliche Informationen finden Sie unter: taz.de/buchmesse**

Selbstverständlich können Sie die Diskussionsveranstaltungen nachträglich auch online (nach)schauen.

Samstag, 18. 10. 2025

14 Uhr

„Das große Grummeln“ **Der taz-Wahrheitsklub tagt**

● **Live am taz-Stand in Halle 3.1, D96**

Alles muss raus: Vor dem Wahrheitsklub liegen schwierige, ja schwere Zeiten. Na, das wird was werden! Aber was? Eine Revolution? Eine gescheiterte Guillotine? Oder ist es bloß ein Riesenwerg:innenaufstand? Kommen Sie, schauen Sie, staunen Sie – denn es wird was werden!

Mit dabei: Andreas Rüttenauer, Harriet Wolff, Rattelschneck aka Marcus Weimer

Sonntag, 19. 10. 2025

14 Uhr

„Lifestyle oder Politik: Wer soll was tun?“ mit **Frauke Rostalski**

● **Live im Frankfurt Studio, Foyer Halle 4.0 und im Stream**

Frauke Rostalski, Mitglied des deutschen Ethikrats und Juraprofessorin in Köln, fragt im Hinblick auf die Klimakrise: „Wer soll was tun?“ Ein Essay zur Frage, ob es wirklich darauf ankommt, einen Ökolebensstil zu entwickeln, um ein klimafreundlicher Mensch zu sein.

Moderation: Jan Feddersen



Mahnwache in Dortmund für die Opfer der rechtsextremen Terrorgruppe NSU
Foto: Anja Cord/imago

Die Kraft der Solidarität

In dem Jugendbuch „Unser Schmerz ist unsere Kraft“ erzählen Gamze Kubaşık und Semiya Şimşek, deren Väter vom rechtsextremen NSU ermordet wurden, von ihrem Kampf um Anerkennung und Gerechtigkeit

Von Yağmur Ekim Çay

angewurdegeschwiegen, Familien wurden beschuldigt, traumatisiert, ignoriert. Nun erzählt Christine Werner gemeinsam mit Gamze Kubaşık und Semiya Şimşek die Geschichte zweier Töchter von Opfern des sogenannten Nationalsozialistischen Untergrunds (NSU) – in ihren eigenen Worten. Das bei Fischer Sauerländer erschienene, 190 Seiten starke Buch „Unser Schmerz ist unsere Kraft“ mit Glossar lässt die beiden Frauen ihre Erinnerungen, ihre Wut und ihren Kampf um Anerkennung zum ersten Mal gemeinsam erzählen.

Semiya Şimşek war vierzehn Jahre alt, als ihr Vater Enver Şimşek im Jahr 2000 er-

mordet wurde. Sechs Jahre später erschossen wurde Gamze Kubaşıks Vater, Mehmet Kubaşık. Beide erlebten, wie die Polizei jahrelang im Umfeld der Opfer ermittelte, anstatt rassistische Motive in Betracht zu ziehen. Mit großer Offenheit sprechen sie über Schmerz, Depression, aber auch Hoffnung und über ihre Freundschaft, die aus dem geteilten Leid entstanden ist. „Wir sind Seelenschwestern“, sagen sie. „Ohneinander hätten wir wohl nicht weiterkämpfen können.“

Das Buch richtet sich an Jugendliche ab 14 Jahren. Es kombiniert persönliche Erinnerungen, Gedächtnisberichte, Telefonate und Chatverläufe mit erklärenden Passagen der Journalistin Christine Werner, die

zentrale Begriffe und Zusammenhänge erläutert, wie etwa Verfassungsschutz, Untersuchungsausschuss oder den problematischen Medienbegriff „Dönermorde“, mit dem die NSU-Morde lange verharmlost wurden.

Besonders eindrücklich wird durch das Buch die Empathielosigkeit deutlich, mit der Polizei und Medien den Familien begegneten. Statt Trost zu spenden, verdächtigten die Ermittler die Angehörigen, suchten in angeblichen „türkischen Milieus“ nach Tätern und ignorierten Hinweise auf rechte Gewalt. Kubaşık beschreibt das Gefühl, sich plötzlich „fremd im eigenen Land“ zu fühlen, obwohl sie selbst sich doch immer als „integriert und Deut-

sche“ verstanden hatte. Beide erzählen von quälender Ungewissheit, Ohnmacht und dem Verletzungsgefühl, nicht ernst genommen zu werden, dort wo man eigentlich auf staatliche Hilfe vertraut.

Die Journalistin Christine Werner hat die beiden Frauen über längere Zeit begleitet und ist ihnen beim Schreiben immer näher gekommen, wie man an der empathischen Schreibweise des Buches deutlich merkt. Zum 25. Todestag von Enver Şimşek in Nürnberg erklärte Werner zuletzt, sie stehe fortan an ihrer Seite und werde ihren Aufklärungskampf unterstützen.

„Unser Schmerz ist unsere Kraft“ ist mehr als ein Sachbuch: Es ist ein Akt der Selbstermächtigung. Kubaşık und Şimşek ho-

len sich ihre Stimmen zurück, die ihnen jahrelang genommen wurden. Sie zeigen, was es bedeutet, in Deutschland aufzuwachsen und dennoch nicht selbstverständlich als Teil dieser Gesellschaft wahrgenommen zu werden. Das Buch macht begreifbar, wie wichtig Empathie, Gerechtigkeit und Erinnerung sind und warum Rassismus immer eine Aufgabe der gesamten Gesellschaft bleibt.

Zwischen 2000 und 2007 ermordete der NSU zehn Menschen. Neun von ihnen wurden aus rassistischen Motiven getötet: Enver Şimşek, Abdurrahim Özüdoğru, Süleyman Taşköprü, Habil Kılıç, Mehmet Turgut, İsmail Yaşar, Theodoros Boulgarides, Mehmet Kubaşık und Halit Yozgat. Dieses Buch

gibt den Hinterbliebenen ihre Macht zurück und erinnert daran, dass Solidarität zur Kraft werden kann, die Veränderung möglich macht.



Gamze Kubaşık, Semiya Şimşek, Christine Werner: „Unser Schmerz ist unsere Kraft. Neonazis haben unsere Väter ermordet“. Fischer Sauerländer Verlag, Frankfurt/Main 2025, 192 S., 17,90 Euro. Ab 14 Jahren

Anzeige

Dieses Buch fordert eine politische und gesellschaftliche Debatte.

FEMIZIDE IN DEUTSCHLAND: WIE VIELE MÜSSEN NOCH STERBEN?

Nahezu täglich wird in Deutschland eine Frau durch ihren Partner oder Ex-Partner getötet. Doch der Staat versagt im Schutz vor Gewalt.

Kristina Felicitas Wolff zeigt in ihrem Buch **Wie viele noch?** auf, dass Femizide kein Einzelfall sind. Sie deckt strukturelle Mängel im Gewaltschutz auf und fordert dringend politische Veränderungen.



ISBN 978-3-17-046256-4
600 Seiten, Hardcover
€ 25,-
Auch als e-Book erhältlich.

Kohlhammer

Die Augen auf!

Großformatig und detailreich erzählt Philip Waechter in „Jetzt geht’s los“ vom guten Leben unter Freunden. Sein erstes Wimmelbuch belohnt besonders all jene, die genau hinschauen

Von **Eva-Christina Meier**



Auch diesmal wieder dabei: Der Bär und sein rotes Schlauchboot Illustration: Philip Waechter

Ein Krokodil verkauft Eis, zwei Kinder üben sich auf dem Einrad und ein Schwein schickt einen Papierflieger vom Balkon aus in die Luft. Schon auf der ersten Doppelseite von „Jetzt geht’s los!“, Philip Waechters jüngstem Pappbilderbuch, ist allerhand los.

In die großformatigen Illustrationen mit den vielen Details einzutauchen, macht auf Anhieb Spaß.

Von einem städtischen Platz mit Frankfurter Flair zieht die bunte Gemeinde weiter auf die folgende Seite. In der grünen Parklandschaft hat auf dem Hügel ein Zirkus sein Zelt aufgebaut. Vielleicht haben die beiden Kinder deshalb schon das Einradfahren geübt? Auf jeden Fall stehen sie dort neben dem Clown. Aber wonach graben die Kuh und der Bär? Und für wen ist die Torte gedacht? Durch genaues Beobachten, Blättern und Kombinieren stel-

len sich immer weitere Zusammenhänge her, die ganz ohne Text viele Geschichten entstehen lassen. Mit sichtlichem Vergnügen scheint der Frankfurter Illustrator das klassische Format des Wimmelbuchs für sich entdeckt zu haben. Auf den verschiedenen Tableaus deutlich zuzuordnen sind einige Anspielungen an das Werk des niederländischen Kinderbuchautors Thé Tjong-Khing und seine großartige Verfolgungsjagd „Die Torte

ist weg“ aus dem Jahr 2010. Aber auch bekannte Figuren und Motive aus Waechters eigenen unverwechselbaren, stets optimistisch wirkenden Bilderbüchern sind zu entdecken, beispielsweise der Bär im blauen Overall und sein rotes Schlauchboot, das wir schon aus Waechters „Weltreise mit Freunden“ kennen. Und wenn es dann regnet, wird für ihn und seine Freunde aus dem Gummiboot schnell ein schützendes Dach.

Spätestens seit „Toni. Und alles nur wegen Renato Flash“, seiner 2018 veröffentlichten Erzählung über ein paar Fußballschuhe, wissen wir, dass Ballbegeisterung für den 1968 geborenen Zeichner zu einem guten Leben dazugehört. Den euphorischen Momenten des Fußballspiels widmet er in dieser vielschichtigen Bilderzählung mit seinen humorvoll inszenierten anthropomorphen Charakteren eine Doppelseite und ein großes Finale.



Philip Waechter: „Jetzt geht’s los!“. Verlag Beltz & Gelberg, Weinheim 2025, 16 Seiten, 14 Euro. Ab 3 Jahren

Plötzlich Fahnenappell

Als der Vater auffliegt, muss die Familie über Nacht von Hannover in die DDR ziehen – mit dramatischen Folgen besonders für den 16-jährigen Thomas: Maja Nielsen hat einen historischen Spionagefall zu einem packenden Jugendroman verarbeitet

Von **Eva-Christina Meier**

Wie können die historischen Erfahrungen des Unrechtsregimes der DDR auch die nachfolgenden Generationen zuverlässig erreichen? In „Das falsche Leben“ unternimmt Maja Nielsen einen bemerkenswerten Versuch. Der packende Jugendroman der Hamburger Schriftstellerin erzählt vonerrat und Widerstand vor dem Hintergrund eines wahren Spionagefalls im geteilten Deutschland 1979.

Sechzehn Jahre ist Thomas Raufeisen alt, als sein Vater eines Nachmittags die Familie in Hannover eilig zu einer Reise in die DDR drängt: der Großvater auf Usedom läge im Sterben. Doch schon bald nach dem Grenzübertritt müssen Thomas und sein älterer Bruder Michael den wahren Grund ihres überstürzten Aufbruchs erfahren: Zweiundzwanzig Jahre lang hatte der Vater unbemerkt im Westen als Abteilungs-

leiter eines Energieunternehmens für die DDR spioniert. Nach dem Überlaufen eines Geheimdienstmitarbeiters droht seine Tarnung aufzubliesen. Die Stasi ruft Armin Raufeisen mitsamt seiner Familie zurück in den Osten – und nichts bleibt, wie es war.

„Das falsche Leben“ handelt von Thomas Raufeisens erschütternden Jugenderlebnissen bis zu seiner Ausreise aus der DDR – erst als Lehrling im VEB Autotrans, dann in Untersuchungshaft in Hohen-schönhausen oder im Hochsicherheitsgefängnis Bautzen II. Der Roman schildert aus der Perspektive des gleichnamigen Protagonisten hautnah und intensiv jene Spirale einschneidender Ereignisse, die auf den unfreiwilligen Umzug in die DDR folgt.

Für ihren 2024 veröffentlichten Roman „Der Tunnelbauer“ über einen DDR-Fluchthelfer wurde Maja Nielsen mit dem „Buxtehuder Bulen“ für das beste Jugendbuch 2025

ausgezeichnet. Auch in „Das falsche Leben“ bleibt die Autorin dem dokumentarisch-fiktionalen Ansatz und ihrer Vorliebe für zeitgeschichtliche Themen treu. Die atmosphärisch dichte Handlung ergänzt sie

Wütend realisieren die Brüder sehr bald, was Vaters Spionage für sie bedeutet

unaufdringlich, aber faktenreich mit Hintergrundwissen. Ein Glossar im Anhang liefert zusätzliche Informationen zu Personen, Orten und Begriffen, die im Buch erwähnt werden.

Wütend und ohnmächtig realisieren die Brüder Raufeisen sehr bald, was Vaters Spionage für sie bedeutet. Eindeutig geben die zwei für sie zuständigen Stasi-Offiziere der Familie zu verstehen, dass nun an-

dere über ihre Zukunft entscheiden und die Rückkehr nach Hannover außer Frage steht. „Wir sind im falschen Film“, sagte Micha an diesem Nachmittag bestimmt sieben Mal. „Das kann alles nicht wahr sein.“

Ungläubig beobachten, kommentieren und vergleichen die Jugendlichen aus Hannover die neue Lebensrealität mit ihrem vertrauten Alltag in der BRD. Aus dieser kontrastreichen Dramaturgie entsteht für Leser aus der Distanz ein lebendiges Bild der historischen deutschen Verhältnisse.

In Ostberlin wird den Neuan-kömmlingen von der Staatssicherheit eine komfortable Wohnung in den Hochhäusern an der Leipziger Straße zugeteilt. Thomas soll dort die Oberschule besuchen. Doch beim Fahnenappell, unter FDJ-Hemden oder im Staatsbürgerkundeunterricht fühlt er sich fehl am Platz. Verändert blickt er auf die selbstverständlichen Freiheiten seines früheren Lebens. Nur war sein

Vater vor zweiundzwanzig Jahren einen verhängnisvollen Pakt eingegangen. Nachdem er den Ausreiseantrag für die Familie gestellt hatte, gerieten die Raufeisens ins Visier der Staatssicherheit ...

Besonders dank ihrer unkonventionellen Nebenfiguren wie dem Großvater auf Usedom oder Thomas’ Lehrlingskollegen Ronny gelingt es Maja Nielsens Erzählung, auch die Widersprüche und Schattierungen des Regimes der DDR abzubilden.

Während Thomas schnell in Konfrontation mit dem System gerät, erscheint Ronny ganz zufrieden in der DDR. Ohne Scheu besucht der auto-begeisterte Freund mit seiner kleinen Schwester Thomas zu Hause in dem berüchtigten „Stasi-Hochhaus“. Dann spielen sie zusammen gerne eine Partie des verbotenen „Monopoly“ oder blättern in Mickey-Maus-Heften und Zeitschriften aus dem Westen. Auf diese Freunde kann sich Thomas verlassen.



Maja Nielsen: „Das falsche Leben“. Gerstenberg Verlag, Hildesheim 2025, 192 Seiten, 15 Euro. Ab 14 Jahren



**»Entschuldigung!«
– oder doch nicht?**

Als Wiesel beim Schneeschippen eine Ladung Schnee abbekommt, verlangt es nach einer richtigen Entschuldigung. Bär ist sich aber keiner Schuld bewusst. Es stellt sich raus: Um Entschuldigung zu bitten, ist gar nicht so leicht ...

Bilderbuch
32 S., € 14,- [D] / 14,40 [A]
ISBN 978 3 89565 487 9 ab 3

Moritz



15%
auf alle Geräte*
Code: TAZ15PB

*Angebot nur gültig unter pocketbook.de bis zum 21.10.2025 und solange der Vorrat reicht.

Mach dich papierfrei.

Mit PocketBook und der neuen taz.



- Blendfrei & augenschonend
- Wochenlange Akkulaufzeit
- Integrierter Buchshop
- Ausleihen in Bibliotheken über Onleihe und Libby

pocketbook.de

**Besuche uns auf der Buchmesse:
Halle 3.0 | Stand H109**